H
1170
- 2 -

von Halder
N: 3678.

Leben der Theodore von der Linden.

Von Heinrich Stilling.

Zweiter Theil.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Mannheim, im Verlage der neuen Hof- und akademischen Buchhandlung, 1783.

Die Folgen der Gnade, welche Ehrenfried mit seiner Gattin bei dem Fürstenpaar genoß, waren gros und fruchtbar. Bei Hof wurde das Bündniß nicht bekannt, jeder wuste wohl, daß der Kammerrath hoch angeschrieben war; allein da er sich dessen gar nicht rühmte, ganz und gar nicht merken ließ, als wenn er den geringsten Einfluß hätte, auch bei allen Gelegenheiten den bescheidenen demüthigen Mann zeigte, vorzüglich aber weil er nicht steigen wollte, so wurde ihm nun diese Gnade gar nicht mißgönnt, im Gegentheil, ein

jeder freute sich darüber, als über ein Mittel, wodurch man glücklich werden könne, wenn man nur Ehrenfrieden gewinnen könne, und das konnte keiner, ohne die strengste Tugend, einen guten Kopf, vorzüglichen Fleis und das beste Herz. Das ganze Fürstenthum empfand diese Verfassung des Hofes als eine fruchtbare Quelle von vielen heilsamen und gesegneten Verordnungen, und jeder rechtschaffene Unterthan segnete seinen Fürsten, und wünschte ihm, nicht aus Schmeichelei, sondern von Herzen ein langes Leben.

Clementine lebte während der Zeit immer im Stillen fort, sie nahm allen Antheil an dem Glücke ihres Bruders, zuweilen reiste sie zu ihren Eltern, dann kam sie wieder; so wechselte sie mit ihrem Aufenthalte ab, theils ihre Pflichten zu erfüllen, theils auch um sich die Zeit der Abwesenheit ihres Geliebten immer kürzer zu machen. Sie schrieb auch dem jungen von der Linden alles, was am Hofe zu Rhein-

au vorgegangen war, und erhielt dagegen um diese Zeit von ihm die wichtigsten Briefe, aus deren Inhalt ich nun den Faden meiner Geschichte fortspinnen kann.

Der Herr van der Gracht war ein recht ehrlicher Holländer, das heißt, er war im strengsten Sinne der reformirten Kirche oder vielmehr der niederländischen zugethan. Die Dordrechtische Synodalschlüsse waren die Norma, nach welcher er sich die Bibel erklärte, er glaubte die Gnadenwahl steif und fest, und es hielt hart, wenn er andern christlichen Religionspartheien die Möglichkeit, selig zu werden, zugestehen sollte: d'Oufreins Erklärung des Heidelbergischen Katechismus, und Doktor Lampens Schriften waren seine tägliche Lektür, dabei war er aus der Massen pünktlich im Wort halten, und eben das forderte er auch von denen, die mit ihm umgiengen; alles, was er sagte, war im strengsten Sinne wahr. Sechs Tage in der Woche arbeitete er sehr fleisig, aber

den Sonntag feierte er sehr streng, und gieng so oft in die Kirche, als nur geprediget wurde. Eben so wie er lebte, so hielt er auch alle seine Hausgenossen, Hans Jakob muste sich aufs genaueste nach ihm bequemen, diesen sahe er nicht als einen Akademisten, sondern als seinen Vetter und Comtoirbedienten an, von dessen Aufführung er Rechenschaft zu geben schuldig war. Der junge Mensch hatte, wie meine Leser wissen, ein feuriges Temperament, das sehr zur Freiheit geneigt war, daher fiel ihm oft der Zwang schwer, in welchem er lebte, besonders da er sahe, wie seine Mitstudirenden alle Freiheit genossen; oft fühlte er auch sein Geld, seinen Reichthum, und dann giengs ihm im Kopf herum, gern hätte er zuweilen hinten aus geschlagen und sich frei gemacht, allein der Briefwechsel mit Clementinen, mit Ehrenfried und Theodoren hielt ihn immer in den Schranken: denn so oft er über seine gezwungene Lage klagte, so oft gaben ihm

alle drei in ihren Briefen den dringendsten Rath, geduldig auszuhalten, weil eben dieser Zwang seine Seele in Gehorsam übte, der doch jedem Menschen zu seinem Glücke und zu einem ruhigen vergnügten Leben so nöthig sei.

Ich weiß wohl, daß man in Geschichten lieber Thatsachen, als die eigenen Gedanken des Schriftstellers liest; allein ich kann mich doch zuweilen nicht enthalten, auch mein Scherflein dazu zu thun, wer's nicht lesen mag, der schlage es über. Die ganze Erziehungskunst, was die Bildung des Herzens betrift, beruht auf einem Hauptpunkte, auf der **Brechung des Eigenwillens.** Der Mensch hat von Jugend auf sehr lebhafte Neigungen, von diesen läßt er sich allein leiten, besonders weil es ihm noch an Vernunft und Erfahrung fehlt; jene Neigungen gehen aber immer auf sinnliche Vergnügen aus, denen jagt der Mensch nach und wird nie gesättigt; wird nun dem Kinde

von Jugend auf der Wille ganz gelassen, so sezt sich jede Neigung fest und wird herrschend, daher sezt sich Eigensinn und Eigenliebe auf den Thron, und beherrsch't Geist und Herz mit der grösten Tyrannei. Solche Menschen sind nun ihr ganzes Leben durch unglücklich. Der Gang der Dinge und des Schicksals in dieser Welt ist so beschaffen, daß unmöglich die Neigungen eines jeden befriediget werden können, denn sie laufen gar zu oft gegen einander; wenn nun einem so eigenliebigen Geiste sein Wille nicht geschieht und nicht geschehen kann, so ärgert er sich, und bedienet sich aller, oft der unerlaubtesten Mittel, zu seinem Zwecke zu gelangen. Das sind die Folgen der sich selbst überlassenen menschlichen Natur, bleibt sie in ihrem Laufe ungestört, so bildet sie den Menschen zum Satan, dies bestättigt die tägliche Erfahrung und die Vernunft, und dieses ist auch der unwiderlegbarste Beweis vom allgemeinen Verderben der menschlichen Natur.

Wird aber dem Kinde von Jugend auf der Wille gebrochen, wird es von der Wiege an gewöhnt, das, was es mit Leidenschaft will, nicht zu bekommen, sondern dem Willen eines andern zu folgen, wird also jede eigenwillige Neigung getödet, und zugleich der Verstand nach den Regeln der Vernunft und der Religion ausgebildet, so gewöhnt sich der Wille und das Herz allmälig zum Gehorsam an die Stimme des Gewissens, und beide gehorchen gerne. Solche Menschen sind biegsam, und das erhabene Vergnügen, welches die Seele in dem aus dem Gehorsam, und aus der Erfüllung seiner Pflichten, fliesenden innern Frieden empfindet, giebt endlich der Sache den Ausschlag, es leitet den Menschen immer mehr zur Ergebung in den Willen der Vorsehung, zur Sanftmuth, zur Demuth und zu allen christlichen Tugenden. Ey! man bemerke nur, wie Gott die frommen Menschen nach und nach zu Engeln bildet;

man lese nur ihre Geschichten, so wird man finden, wie eine immerwährende Kette von lauter Leiden, Kreuz und Trübsalen ihren Lebensgang durchschlingt, immer ihren Eigenwillen durchkreuzt, und sie nach und nach zu wahren Menschen bildet, die dann fähig werden, nicht nur vortreffliche Nachbarn und hilfreiche Freunde, sondern auch vortreffliche Bürger der zukünftigen Welt zu werden.

Dies alles ist eine so reine Wahrheit, daß es nicht zu begreifen ist, warum sie nicht allgemein erkannt wird und wie man noch so blind seyn kann, daß man in der natürlichen Freiheit des Willens die beste Erziehungsmethode sucht? Doch ich kehre wieder zu meiner Geschichte.

Alles, was ich da gesagt habe, das wurde dem guten Hans Jakob so weitläuftig und so klar von seinen dreien Correspondenten vordemonstrirt, daß er sich zufrieden gab und seinen Lastkarren geduldig fortschob. Ich glaube aber, daß doch wohl

die Furcht, seiner Clementine zu misfallen, noch den grösten Antheil an seiner Geduld und Unterwerfung haben mochte. Indessen seine Beweggründe mochten seyn, wie sie wollten, genug er bildete sich von Tag zu Tage zu einem immer edlern und würdigeren Mann: sein Geist klärte sich auf durch den Fleis, den er aufs Studiren wandte, er gewöhnte sich an eine strenge Ordnung, die fast bis zur Pedanterei in van der Grachts Hause herrschte, und sein Herz wurde immer mürber und biegsamer durch den strengen Gehorsam, den sein Herr von ihm forderte, jeden Augenblick wurde ihm durch den Sinn gefahren, und sein Eigenwille gebrochen, wodurch er allmälig ein sanfter, thätiger und edler Jüngling ward; denn sein ohnehin vortreflicher Karakter erhielt dadurch die herrlichste Temperatur und Richtung.

Hans Jakob pflegte wohl des Sonntags Nachmittags bei schönem Wetter spazieren zu gehen, allemal muste er aber

vorher seinen Herrn fragen, der es ihm dann erlaubte, oder nicht erlaubte, je nachdem er es für gut fand. Nun trug sichs zu, daß einsmals ein guter Freund zum von der Linden kam, und ihn zu einem schönen Buytenplaats einlude, Hans Jakob erhielt Erlaubnis dazu, und die beiden giengen nun zusammen fort. Der Weg führte sie durch einige abgelegene Gassen, besonders weil sie ihn etwas abkürzen und eher beim Thor seyn wollten; während der Zeit aber, daß sie von Haus weg waren, hatte sich eine trübe Wolke über der Stadt zusammen gezogen, diese fieng an mit aller Kraft ihre Last herabzugiesen, so daß beide Obdach suchten. Nun war in der Nachbarschaft ein Kaffeehaus, welches dem Freunde unsers Hans Jakob wohl bekannt war, er schlug vor, dahinein zu gehen, eine Tasse Kaffee zu trinken, und eine Pfeife Tabak zu rauchen, bis der Regen vorüber seyn würde: dies war dem von der Linden nicht zuwider. Sie

traten also dahinein und fanden daselbst eine grose Gesellschaft von allerhand Menschen, wie denn an solchen Orten gewöhnlich ist. Von der Linden lief mit flüchtigem Blicke alle Gesichter durch, und als er herum war, da fiel ihm ein, er habe eins gesehen, das ihm nicht nur bekannt war, sondern ihm auch eine unangenehme Erinnerung gemacht hatte; dies machte ihn neugierig, er übersahe also noch einmal aufmerksam alle Gesichter, und bald entdeckte er mit Schrecken einen Offizier, dessen ganzes Ansehen ihm einen tiefen Eindruck machte, er hatte das Gesicht mehr gesehen, und doch fiel ihm nicht ein, wer der Mensch war. Der Offizier hatte ihn indessen auch entdeckt und mit scharfem Blicke betrachtet. Kaum hatte sich Hans Jakob mit seinem Freunde gesezt, so war der Offizier fort. Dies machte den von der Linden noch stuziger, und jezt fiel ihm ein, daß es der junge Böhling war. Dieser war seinem Patron, dem Prinz

Albert, nach Holland gefolgt, hatte unter seinem Regiment Dienste genommen, und man kann leicht denken, daß ihn Albert auf alle Weise unterstüzte und beförderte. Allein was machte Böhling hier? denn das Regiment des Prinzen Alberts lag ziemlich weit von Utrecht in Garnison; doch die Frage machte Hans Jakob weiter keinen Kummer, er trank mit seinem Feunde Caffee, und so wie es aufhörte zu regnen, so giengen sie zusammen fort. Den folgenden Morgen schrieb er an seinen Schwager Ehrenfried nach Rheinau, in welchem Zustand er den jungen Böhling angetroffen habe.

Obs nun Ahndung oder weise Vorsicht war, weis ich nicht, genug dem Kammerrath, seiner Frau, und Schwester schlug das Herz bei dieser Nachricht, sie schrieben ihm alle drei recht angelegenheitlich wieder, und warnten ihn aufs dringendste, auf seiner Hut zu seyn, damit er nicht von Böhling in die Falle gelockt würde:

denn sie vermutheten, daß sein Aufenthalt in Utrecht ihn selbst zum vornehmsten Augenmerk haben könnte. Der Prinz sowohl als Böhling musten den jungen von der Linden fürchten, denn das greuliche Laster der beiden war unläugbar, und Böhling wenigstens, als der eigentliche Thäter, hätte dem Fürsten von Rheinau müssen ausgeliefert werden. Zudem muste den rachsüchtigen Böhling noch der Vorzug, den Clementine dem Hans Jakob vor ihm gegeben hatte, in der Seele schmerzen, und dies allein konnte seinem bösen Herzen Anlaß genug seyn, sich an ihm zu rächen. Alle diese Betrachtungen zusammen genommen, machten obige drei für ihren Freund in Utrecht besorgt: denn Böhling hatte ein böses Gewissen, und konnte wohl vermuthen, daß Hans Jakob auf Veranlassung seines Schwagers als ein Werkzeug gerechter Strafe gebraucht werden könnte. Alle diese Vermuthungen waren auch nicht vergebens: denn

es währete keine drei Wochen nach dem Empfang obigen Briefs, so erhielt Ehrenfried die schreckliche Nachricht von dem Herrn van der Gracht, daß der gute Hans Jakob verlohren sei, er sei nämlich von einem Unbekannten abgeholt worden, und seit der Zeit nicht wieder gesehen worden. Ehrenfried hielt diese Nachricht vor seiner Frau und Schwester geheim, er stellte sich so froh und munter, daß niemand etwas merkte. Alsbald nach diesem Brief verfügte er sich zum Fürsten, und klagte ihm den Vorfall. Der Fürst nahm sich der Sache an, es wurden alle Mittel vorgekehrt, um den guten Menschen wieder aufs Freie zu bringen, die Hochfürstliche Regierung schrieb in den Haag, und an die Magistrate der vornehmsten Seestädte, und bat, alle nur mögliche Mühe anzuwenden, um den edlen Jüngling aus den Klauen der fürchterlichen Rache zu erretten. Der Fürst selber unterstüzte alles mit den freundschaftlichsten Handschreiben,

und Ehrenfried schrieb auch an alle seine Freunde, die er in den Niederlanden hatte, alle ihre Kräfte zu dem Zweck anzustrengen.

Bei allen diesen Verfügungen wars nun nicht möglich, das Unglück länger verschwiegen zu halten, sowohl Theodore als Clementine erfuhren es noch allzufrüh. Es ist leicht zu denken, welche Folgen dies alles in den Gemüthern dieser beiden Frauenzimmer hatte; ich mag mich mit Beschreibung aller Klagen und des Gemüthszustandes derselben nicht aufhalten, das alles kann sich jeder empfindsamer leicht dazu denken, ich verfolge nur den Gang der Geschichte.

Sechs Wochen trauerte und sorgte man zu Rheinau um den Hans Jakob, auch sein Vatter, der alte Dietrich, dem mans auch bekannt gemacht hatte, fieng an, auf der alten Leier zu spielen, und zu behaupten, das alles wäre nicht geschehen, wenn man ihn bei seinem Vatter gelassen hätte,

und das sei die göttliche Strafe, wegen dem Hochmuth seines Sohnes, dem es in seines Vatters Haus nicht mehr gut genug gewesen sei. So schliesen die Menschen, ein jeder nach seiner Denkungsart; Ehrenfried, und mit ihm die beiden Frauenzimmer, glaubten indessen, es sei eine göttliche Prüfung für den guten Jüngling, um ihn desto besser zu seinem Zwecke zu leiten. Sechs Wochen hatte man so getrauert, gesorgt, geschlossen und räsonnirt, als auf einmal ein Brief vom Hans Jakob selbst, und zwar aus dem Hause des Herrn van der Gracht datirt, dem allen ein Ende machte, und jeden wieder in Ruhe und Freude versezte. Ich will hier den ganzen Brief von Wort zu Wort abschreiben, um desto besser meinen Lesern zu zeigen, wie viel der junge von der Linden in einem Zeitraume von drei viertel Jahren in der Aufklärung und besserm Geistesgange zugenommen hatte; freilich muß man nicht nach Holland gehen, um

deutsch zu lernen; allein in Utrecht wird viel Hochdeutsch gesprochen, und Ehrenfried empfahl und besorgte ihm immer die besten deutschen Schriften, welche sein Schwager in seinen Nebenstunden las, und sich also auch darinnen ziemlich bildete.

Utrecht den ‥sten — —

Liebster Herr Bruder!

Ich möchte diesem Blatt Flügel wünschen, damit es bald nach Rheinau zu Kammerrath Ehrenfrieds Haus fliegen könnte: denn ich kann doch wohl denken, daß ihr alle um mich bekümmert seid. Nun seid es nicht mehr, ihr lieben Leutgen! ich siz da wieder ruhig zwischen meinen vier Wänden, und bin, Gott sei Lob und Dank! mit einem blauen Auge davon gekommen. Es ist ein vertrakt Ding um die Liebe, wär da Clementine nicht gewesen, so hätt' ich über den Spaß gelacht, aber so konnt ich nicht lachen, doch geweint hab ich auch nicht, aber mein Herz war doch so geschwol-

len, daß ichs mit meinen eigenen Ohren in meinem Leib schlagen hörte, immer sagte mir ihr Bild, das so bedauerlich vor meinen Augen herumschwärmte, du armer Hans Jakob, und dann sah ich mit meinen Geistesaugen, wie das arme Bild die Hände rung und weinte, und per Sympathie wurde es mir dann auch so zitternd warm zwischen den Augenliedern.

Nun will ich Ihnen erzählen, wie es mir ergangen ist: Am Freitag vor sechs Wochen kam ein Mensch mit rund geschnittenem Härgen, einem dreispizigen Hut, braunen Rock, schwarzen Weste, Hosen und Strümpfen zu mir aufs Comtoir, der Mensch sah so sehr ehrbar, und so mennonistisch aus, daß ich ihm gleich trauete; er grüßte mich freundlich und mit sanfter Stimme, und mischte jeden Augenblick den Namen Gottes und Christi unter seine Reden, dem sollte der H. . . . nicht getrauet haben. Nun sagte der Mann zu mir: Hören Sie, mein Herr und Freund!

da draußen liegt ein Oberländer, Ihr Landsmann, in einem Wirthshaus, er ist sehr unglücklich gewesen, der liebe Herr hat ihn mit einer schweren Krankheit heimgesucht, er liegt da recht in Kedars Hütten, in der Fremde, und winselt wie ein Kranich, und girrt wie eine Taube. Nun weiß er, daß Sie hier sind, und da verlangt er recht nach Ihnen, denn er weis nicht genug zu erzählen, wie viel Gutes Sie immer denen erzeigt haben, die im Schmelzofen des Elends sizen, und was er alles daher sagte. Kurz und erbaulich! er wollte mich mit haben, auch beredete er mich, etwas Geld mitzunehmen, um den Armen damit zu erquicken. Ich lies mich nicht lange bitten: denn in solchen Fällen kribbelts mir unter den Füsen, ich gieng mit, so wie ich da gieng und stund. Der fromme, ehrwürdige, feine Mennonist führte mich kreuz und queer, und brachte mich endlich ans Ende der Welt in ein grosmächtiges Haus, wo es kunterbund

durcheinander gieng, da waren auf allen Seiten Stuben und Kammern voller Leute von allerhand Schlag. Lieber Herr! fieng da der Mennonist an, wie ist doch die Welt so verdorben, Ihr Freund muß hier fort, so bald er kann, denn man muß ja befürchten, daß das Haus, wie die Rotte Korah, Dathan und Abiram von der Erde verschlungen wird und lebendig in den Höllenschlund hinunter fährt. Ich lies das so gut seyn und folgte ihm ein Paar Treppen hinauf, dann hin und her über lange Gänge, dann wieder ein Paar Tritte herab, dann krumm herum wieder hinauf, und nun stand ich da, und fand vier Soldaten, und ein Weibsstück, in der Karte spielen, und einer von ihnen war — denken Sie um Gotteswillen! war Böhling. Jezt merkte ich, wo das Ding hinaus wollte; ich erschrak, das kann ich nicht läugnen, aber ich fühlte doch inwendig so etwas — wie soll ichs nun eigentlich heissen? — Wenn man eine Weiberbrust mit den Fingern

drückt, so läuft sie über, und die Milch dem rothwangigen Buben ins Mäulgen: gerad so wars mit meinem Herzen beschaffen, es wurde in dem Augenblick rechtschaffen gedrückt, aber es quoll ein Saft heraus, der mir Leib und Seel erquickte; ich fühlte — ja wahrhaftig! ich hörte es nicht, sondern ich fühlte es, daß innerlich einer zu mir sagte: sei getrost Hans Jakob! du bist auf deines guten Gottes Heerstraße, da kann dir nichts Böses widerfahren, dein Vatter im Himmel will dich nur einmal probiren, ob du auch im Unglück auf ihn trauen kannst! — Das Ding machte mich so muthig, daß mir nicht recht angst werden konnte.

Wie ich nun so da stand, und nun da war, so zog sich der Mennonist aus, und seine Soldatenkleider wieder an, und damit fieng er an zu fluchen, so sehr er nur konte; man sah es ihm so recht an, wie sauer es ihm geworden war, nur eine Stunde fromm zu seyn. Guter Gott!

dachte ich; warum verwundert man sich doch, daß du eine Hölle geschaffen hast? Sie ist ja eben so nöthig, wie der Himmel: denn da könnten ja solche Leute nicht ausdauren, sie müssen eine Welt haben, die sich für sie schickt, und das ist die Hölle.

Böhling lies den armen Sünder, Hans Jakob, eine Weile so da stehn, wie irgend ein Beamter den Bauren, und spielte erst sein Spiel aus; nun drehte er sich zu mir, und sagte: Nu junger Kornhändler! hat er schon ausstudirt? Nein, antwortete ich, bins aber, wills Gott! willens, noch zu thun. So, sagte er: Hör Bube! spar nur hier deinen Wiz, wir sind hier nicht in deines ehrlichen Schwagers Haus, hier hab ich ein gutes dauerhaftes Rohr, das kann dir den Küzel vertreiben. Ha! dacht ich, es ist doch wohl wahr! was Salomo sagt: daß auch das Schweigen seine Zeit habe, ich schwieg also. Nu! fuhr er fort, hast du denn keine neue Nachrichten von deinem Schäz-

gen der H . . . Clementine? (ich schwieg) — gelt ich kann dirs vertreiben, du sollst sie dein Lebtag nicht wiedersehn, du Bauern-schlingel durftest dich unterstehen, mir ins Gesicht zu trozen, wart, jezt sollst du mirs büsen; laßt uns nur einmal an einen Ort kommen, wo ich dein Geschrei nicht zu fürchten brauche, da sollst du kraischen, wie Oel in der Pfanne, wenn man Wasser hineinsprüzt.

Zu dem allem sagte ich kein Wort, ich kann nicht sagen, daß mir bei diesen Drohungen sehr angst wurde: denn so wie er redete, so fühlte ich ein innerliches Zutrauen, recht herzlich und innerlich zu beten, und nun war es mir, als wenn ich in einer wohl verwahrten Festung wäre.

Sagst du kein Wort, Hund? so fuhr er mich an: ja, antwortete ich: ich will reden, ich bin jezt in ihrer Gewalt, Herr Böhling! aber das sag ich Ihnen, sehen Sie da meine ganze Person, wie ich vor Ihnen stehe, und fürchten Sie sich, Sie

sind ein Mensch, und kein Gott, hier hilft Menschenhilfe nichts, aber der grose Allgegenwärtige, vor dem Sie ein Federgen im Wind sind, ist um mich her, Sie können mir nicht mehr thun, als er zuläst; sehen Sie mich, wie ich da stehe, ich bin ein armer Sünder, aber ein ehrlicher Mann, keine Blutschuld drückt mich, und ich weiß gewiß, daß Sie mir nicht mehr thun können, als Ihnen Gott zuläst.

Böhling wollte lachen, aber es hatte doch so keine rechte Art, er zwung so heraus, Lari! fari! sag was du willst, ich thue was ich will. Nun sollte ich mit fort, die Kerl nahmen mich zwischen sich und führten mich zu einer Hinterthür hinaus durch enge Gäßgen, und sofort zum Thor hinaus.

Jezt wirds über meinen Buckel, und vielleicht über mein Leben hergehen, dachte ich, und doch wurde mir nicht recht bang, so daß ich mich über mich selbst verwundern muste. Man gab mich am Thor für

einen Rekruten aus, es fiel mir ein, ob ich nicht Hilfe rufen sollte; allein ich fürchtete, wenns nicht hälfe, so würde meine Sache eher schlimmer als besser dadurch, ich beschloß also mein Schicksal geduldig abzuwarten.

Unser Weg gieng langs den Kanal bei der Ziegelhütte vorbei, hier wars noch nicht wohl möglich, daß man mir etwas zu Leide thun konnte, aber wir marschirten stark, um bald von der Landstrase zu kommen: denn so bald als der Herr *van* der Gracht erfahren würde, daß ich so behandelt worden, so würden wir auf allen Strasen verfolgt werden; so urtheilte vermuthlich Böhling. So bald wir uns ein wenig entfernt hatten, so schlugen wir einen Nebenweg ein, der uns seitwärts abführte; nun fieng mirs doch an etwas übel zu werden, indessen mir geschahe noch immer nichts, Böhling schwieg ganz stille und redete kein Wort, sogar seine Kameraden waren so still und so ernst, daß ich mich

darüber verwunderte; ich erfuhr aber bald die Ursache dieses Stillschweigens. Wir langten nach Verlauf einer Stunde in einem einsamen Hause an, das mir sehr sehr verdächtig vorkam, hier kehrten wir ein, man wies uns oben und hintenaus ein Zimmer an, kaum waren wir auf demselben angelangt, als Böhling anfieng mit den Zähnen zu knirschen, und die erschrecklichen Worte herauszuschnauben: jezt Hund! mache dich bereit, eine gute und derbe Tracht Prügel zu bekommen, du Korporal! weist was du zu thun hast. Der Korporal rührte sich nicht, Böhling wurde bestürzt, was! fieng er an, parirst du nicht? — Verzeihen Sie, Herr Lieutenant! antwortete der Korporal, daß ich für diesmal nicht gehorche, ich bin ein ehrlicher Kerl, und kann mich nicht entschliesen, einen Menschen zu prügeln, der so brav ist, als einer in der Welt ist.

Ha! Ha! dacht ich, da erscheint Gottes gnädige Bewahrung sichtbarlich; der

Lieutenant fieng an zu rasen; allein der Korporal bekam Gesellschaft, noch zween Gemeine schlugen sich zu ihm, so daß er und sein Helfershelfer, der Mennonist, allein stunden.

Nun fieng der Korporal an: Herr Lieutenant! wir sind jezt an dem Orte, wo wir reden dürfen, und unser sind auch gerad genug dazu: Sehen Sie, wir wissen gar wohl, wie's um Sie, und um unsern Kapitän aussieht, wir musten mit Ihnen fort, wir wusten aber nicht, wozu wir gebraucht werden sollten, ich hätte mich sonst, bei meiner Seel! lieber arquebusiren lassen, als daß ich hätte den ehrlichen Hans Jakob von der Linden fangen helfen. Ich kenne ihn von Jugend auf, wir sind Nachbarn, und ich leide es nicht, daß ihm etwas geschieht, diese meine ehrliche Kameraden sind auch Rheinauer, und die denken so wie ich. Nun wissen wir gar wohl, daß wir nicht wieder zum Regiment gehen dürfen, da würde uns übel

gelohnt werden, mithin desertiren wir hier auf der Stelle, und sezen unsern Landsmann in Freiheit.

Diese ehrlichen Landsleute kannte ich alle nicht, wurde es aber hernach gewahr, wo sie her waren, ich erinnerte mich auch, daß ich den Korporal gekannt hatte. Du lieber Gott! dachte ich, wie wunderlich kannst du einen doch bewahren! und wie gut ist es, wenn man sich von Jugend auf fromm und ehrlich aufführt! Jezt drungen mir die Thränen in die Augen, ich umarmte und küßte einen nach dem andern, und dankte ihnen recht herzlich für ihren Beistand.

Böhling schien sich ganz zufrieden zu geben, nun so seid denn ruhig fieng er an, wir wollen hier auf der Stelle alles vergessen, ich geb euch meine Parole, daß ich nichts von dem allem bei dem Regiment gedenken will, so last uns denn zusammen bleiben, wir wollen hernach dann den Burschen wieder laufen lassen.

Der Korporal und seine zween Kameraden schienen sich auch nun zufrieden zu geben, und so war alles in Ordnung; ich armer Schöps hatte indessen alles geglaubt, und meinte, ich würde die künftige Nacht wieder zu Utrecht in meinem Bette schlafen, allein so weit waren wir noch lange nicht.

Nun fieng Böhling an, wir müssen doch zu essen und zu trinken haben, du Flinder! (das war der Mennonist) geh wacker, bestelle was. Flinder gieng, und auf dem Fuse folgte ihm Böhling nach. Was denken Sie wohl! sie giengen und sollen noch wieder kommen, denn seit der Zeit hab ich sie nicht wieder gesehen.

Wir merkten endlich Unrath, als sie so lang blieben, einer von uns gieng heraus, fand aber zu seinem Erstaunen die obere Treppenthür von aussen verriegelt. Da sassen wir nun, die drei Soldaten waren äusserst bestürzt, mir war auch nicht wohl bei der Sache, und doch hatte ich so einen

innerlichen Muth, so daß ich meine Kameraden trösten konnte. Wir guckten zu den Fenstern hinaus, allein da wars auch unmöglich weg zu kommen, theils war es zu hoch zum Springen, nnd theils hinderte uns auch eine grose Mauer, weiter zu kommen, als in den Garten. Was war zu thun? wir musten eben Geduld haben; indessen weinten die Kerl wie die Kinder, ich tröstete sie, so gut ich konnte, und bat sie, gutes Muths zu seyn, ja ich fieng an, ihnen zu predigen, daß Gott noch lebe, wir wollten ihm vertrauen, fleißig beten, und so seine Hilfe erwarten; anfänglich hatten sie keine Ohren für so etwas, nach und nach aber thats gut, die Leute wurden so geschmeidig wie Wachs an der Sonne, wir kamen gar so weit, daß wir Morgends und Abend's Betstunde hielten.

Doch ich will erzählen, was weiter geschah. Als wir ohngefehr eine Stunde so gesessen, und Kalender gemacht hatten, so

kam ein Kerl zur Thür herein, ich kann ihn mein Lebtag sehen. Stellen Sie sich einen kurzen untersezten Mann vor, auf dem Kopf hatte er eine rothe wollene Kappe, unter derselben einzelne gelbrothe Härzen, sein Gesicht war roth, kupfrig und platt, die Augen gros und blaß, ich kann die Augen nicht beschreiben, er klozte einen damit an, als wenn der leidige Satan dahinter gesessen und heraus geguckt hätte. Die Nase hatte ihre Stüze verlohren, daher war sie ganz platt beigefallen, unter derselben war ein Maul gräulich anzusehen, die Lippen waren blau, dick, und voller weislichter Geschwüre, er trug einen dunkelblauen etwas abgetragenen Rock mit glatten messingenen Knöpfen, darunter ein altes scharlachenes Westgen ebenfalls mit messingenen Knöpfen, darauf folgte eine ehemals schwarz gewesene lederne Hosen, dann weise wollene Strümpfe, und nun alte niedergetrettene Schuhe, das war unser Wirth. Mit einer hei-

sern dumpfen Stimme röchelte er durch die Nase: wir sollten nur befehlen, was wir essen und trinken und haben wollten, denn alles stünde zu unserm Befehl.

Ich muß gestehen, mir ekelte so vor dem Manne, daß ich an Essen und Trinken fast ohne Grausen nicht denken konnte, denn ich schloß von dem Wirth auf die Wirthin, und ich ahndete lauter Greuelsuppen. Indessen vom Wind lies sich auch nicht leben, und wir vier arme Bursche waren schon so mürbe, daß wir uns alles gefallen liesen. Wir sagten ihm, er solle uns nur zu essen und trinken geben, was er hätte. Der Wirth gieng wieder fort, kurz darauf kam ein Mägdchen. — Nun das Mägdchen machte einen ganz besondern Eindruck auf mich. Clementine darf nicht erschrecken, von der Art der Eindrücke war der meinige nicht, sie war etwas lang, schön gebildet, und aus ihrem Gesichte leuchtete so etwas hervor. — Ja da happerts, wie soll ichs nennen? —

Ich hab wohl so das erste Mondsviertel sehen untergehen, die ganze Welt war still, kein Lüftgen wehte, kein Wölkgen war am Himmel, und da senkte sich dann das zweihörnichte blasse Licht so auf den Wald hin, als wollte es sagen, guck mich noch einmal an, Freund! bald ists stockfinster, grausende Nacht! — so wars mir, als das Mägdchen den Tisch deckte. Nein! rief mein Herz in mir, da griff ich, hol mich Gott! den Mond an den Hörnern, reiß ihn herum und laß die Welt sein volles Antliz schauen, den ganzen Vollmond, und so stell ich ihn dann da droben in Osten und laß ihn Berg und Thal erleuchten. Der Gedanke schritt mir so stark durchs Gehirn, daß ich aufstund, und eben so stark im Zimmer auf und ab schritt.

Es ist etwas besonders um ein Mägdchen; so wie sie in das Zimmer trat, so gieng bei uns allen eine Veränderung vor; die meinige hab ich gesagt, die andern weis ich nicht, der eine sagte: Guten Tag

Jungfer! und lächelte: der andere sahe sie freundlich an, der dritte blinzelte sie nur an, u. s. w. Ich sagte und that aber nichts, als was ich so eben gesagt habe.

Der Wirth und seine Tochter trugen wechselsweise auf, was wir haben sollten, und liesen uns dann allein; jezt schlug ich meinen Kameraden vor, wir wollten suchen, das Mägdchen auf unsre Seite zu bringen, so daß sie uns los hülfe und mit uns fort gienge, ich wollte dann für sie sorgen, daß sie glücklich würde; das gefiel den Purschen.

Nachdem wir gegessen und getrunken hatten, so kamen Vatter und Tochter wieder, und trugen wieder ab. Nun gieng ich mit dem Vatter heraus, drückte ihm zwo Dukaten in die Hand und sagte: er möchte doch erlauben, daß uns seine Tochter zuweilen besuchte, und uns die Zeit verkürzte, ich wollte ihm Bürge dafür werden, daß sie nicht verunehrt werden sollte. Meinetwegen! schnob der Kerl, und zog

sein Maul so, als wenn er lachte. Es dauerte nicht lang, so kam auch das Mägdchen und brachte etwas zu nähen mit, sie mochte sechszehn Jahr alt seyn, in wiefern sie aber noch unschuldig war, das weis ich nicht, genug sie hatte die beste Anlage zu einer recht braven Hausmutter, nur sie muste aus diesem Hause: denn da war sie in der Höllen Rachen.

Ich gab mich mit ihr ins Gespräch, ich redete freundlich, aber ernstlich von der Tugend eines Weibsbildes, und wie sie so glücklich mache, ich sagte ihr, ich könnte sie zwar nicht heirathen, aber wenn ich sie nur in meinem Vatterland hätte, so wollte ich eine Frau aus ihr machen, die eine Art hätte, und was ich ihr als weiter sagte. So redete ich ihr täglich zu, auch meine Kameraden beredete ich, daß sie nichts unanständiges in ihrer Gegenwart sagten. Kurz, wir machten dem Mägdchen so grose Lust fromm und brav zu werden, daß sie gar bald herzlich wünschte mit uns fortge-

hen zu können; besonders da wir leicht denken konnten, daß Böhling wieder kommen, und dann wars sehr ungewiß, was es mit uns geben würde. Zudem musten wir ihn ja auch alle Augenblicke gewärtig seyn: denn wir hatten gar keinen Grund zum Nachrechnen, ob er über lang oder kurz wiederkommen würde, doch das leztere schien uns immer am wahrscheinlichsten.

Indessen gieng ein Tag nach dem andern hin, und eine Woche nach der andern, unser Jungfer Lieschen konnte nicht zum Zweck kommen, wie sehr sie es auch wünschte, und uns allen wurde die Zeit Jahrs lang, besonders weil wir immer in Angst und Furcht sizen musten. Das begreif ich aber auf die heutige Stunde noch nicht, woher es kam, daß man uns so lang dort sizen lies: denn wollte Böhling nichts weiter mit uns machen, so konnte er uns ja laufen lassen, denn wir lagen doch da auf seiner Kost; wollte

er uns aber noch zu etwas anders brauchen, warum lies er uns dann an einem so unsichern Ort so lang sizen? Doch was liegt mir dran, genug wir kamen endlich weg.

Der Zugang zu unserm Zimmer vorn auf dem Gang war nicht allein von aussen verriegelt, sondern der Wirth unterhielt auch eine Wache von vier Mann vor der Thür, die beständig und ordentlich abgelöst wurde, was das für Kerle waren, das weis Gott! genug es war da eine Mordgrube, wo mancher schon sein Leben eingebüst haben mochte.

Es ist sonderbar, oft ist eine Sache ganz leicht, wenn man nur auf den rechten Sprung kommt; da hatten wir nun sechs Wochen lang alle unsere Erfindungskräfte angestrengt, wie wir wegkommen wollten, und jezt auf einmal fiel mirs ein: ich fragte **Liesgen**, ob sie nicht allein wegkommen könnte. Sie bedachte sich ein wenig, endlich sagte sie, das läst mein Vat-

ter nicht zu; ey! fragte ich weiter: so gehe sie ohne ihres Vatters Willen — das darf ich auch nicht, versezte sie, denn so bald man mich vermißt, so bald traut man nicht, und bringt euch entweder fort oder gar ums Leben: denn weil ich so viel mit ihnen umgehe, so traut man mir desto weniger. Nun! sagte ich ferner, so mache sie, daß sie Schlafkraut (Opium) aus der Apotheke bekomme; ich unterrichtete sie, was das für eine Wirkung habe, und bat sie, recht behutsam zu seyn, dazu schenkte ich ihr eine Dukate, um etwas anzuschaffen, und das übrige für sich zu behalten. Nach zween Tagen kam sie mit Freuden, und hatte so viel Opium, daß man einen Türken damit hätte vergeben können. Das allerschlimmste bei der Sache war, daß ich nicht verstünd, wie viel man ohne Gefahr geben dürfe, denn ich wollte niemand ermorden, aber doch auch gern jedem so viel geben, als zu einem langen tiefen Schlaf nöthig war. Ich bat

also Liesgen sich bei einem verständigen Manne erkundigen zu lassen, wie viel man wohl geben müsse. Da war nun wieder guter Rath theuer; aber was vermag Weiberlist nicht? Sie wuste, daß ihr Vatter in solchen Sachen recht bewandert war, aber gerad zu durfte sie ihn nicht fragen, daher fieng sie so an: sie erdichtete eine Geschichte, die ich meinen Kameraden erzählt haben sollte; in der Geschichte kams vor, daß einem starken Manne sei ein Schlaftrunk eingegeben worden, und da hab ich behauptet, einer Erbse gros sei genug, die andern aber hätten gesagt, nein! man müsse wenigstens einer Haselnuß dick nehmen. Nun hatte der Vatter gelacht und gesagt, ja einer Haselnuß dick hätte ihm ewigen Schlaf gemacht. So! — versezte Liesgen, so hat doch wohl der von der Linden recht? — Ja, antwortete der Vatter, er hat mehr recht, als die andern, aber einer Erbse dick ist auch noch zu viel; doch wenn einer recht schla-

fen soll, so muß er einer kleinen Erbse dick in dem Leib haben.

Nun wusten wirs, wir berathschlagten uns, und beschlossen, **Liesgen** sollte veranstalten, daß des Abends eine Biersuppe gekocht würde, wir und **Liesgen** wollten nicht davon essen, die andern aber alle; nun nahm ich für jede Person so viel Opium, als mir genug däuchte und gabs **Liesgen**, lehrte sie auch, wie sie es nun ferner machen müste. Das Ding gieng gut, **Liesgen** richtete die Sache so ein, daß alle sich satt an der Biersuppe asen, und eh wirs uns versahen, so schlief alles im ganzen Hause steif und fest, nur wir vier und **Liesgen** waren recht munter, wir kamen also leicht durch. So bald als **Liesgen** unten alles im Schlaf hatte, und die Wache auch schlief, so riegelte sie auf, und holte uns ab. Gott! wie froh waren wir, wir eilten als flögen wir davon, und nahmen unsern Weg auf **Utrecht** zu.

Die Soldaten aber durften nicht in die

Stadt kommen, sie nahmen also Nebenwege und flüchteten fort, ob sie glücklich durchgekommen sind, das weiß ich nicht. Ich und Liesgen aber, wir blieben im Gebüsch, bis des Morgens die Thore auf waren, wir giengen nun ungehindert in die Stadt, und ich brachte das Mägdchen zu einem guten Freunde bei brave Leute, denen gab ich Commission, daß sie das Mägdchen wie ihr Kind halten und zu allem Guten anführen sollten, denn ich wollte alles bezahlen. Besonders aber befahl ich ihnen und dem Mägdchen, daß sie nicht weit ausgeschickt werden dürfte, um nicht wieder verloren zu gehen, oder weggekapert zu werden.

Indessen Liesgen will nicht in dem Haus bleiben, sie fürchtet ihren Vatter, ich bitte Sie also, bester Herr Bruder! nehmen Sie sich des Mägdchens an, ich will sie Ihnen zuschicken, machen sie nur etwas rechts daraus, wenns angehen und sich das Ding nur recht schicken will; ei-

gentlich soll sich meine Clementine ihrer annehmen, denn ohne Liesgen wäre es mir vielleicht schlecht gegangen, nun Gott hat geholfen. Ich bin doch froh, daß ich wieder hier bin; jezt schmeckt mir das Sizen und Studiren viel besser, aber keine Menschenseele kriegt mich wieder heraus, dafür bedank ich mich. Ob nun Böhling ruhen wird, weiß ich nicht, er mag aber machen, was er will, ich bin jezt sicher. Nebst herzlichen Gruß u. s. w.

Dies war des ehrlichen Hans Jakobs Brief. Alle drei wurden nun wieder froh und heiter, und alle drei dankten Gott herzlich für seine gnädige Bewahrung. Dem Vatter wurde auch der Brief zugeschickt, um ihn aus seinem Kummer zu reissen, der wollte aber nun durchaus seinen Hans Jakob wieder bei sich haben; er sagte: es muß alles seinen Gang gehen, der Junge wird mir ganz vornehm, er soll werden was sein Vatter ist, ich muß ihn wieder bei mir haben, u. s. w.

Daß diese Veränderung bei dem Dietrich von der Linden so ganz unerwartet vorgegangen war, hatte mehr als eine Ursache: die erste war: der gute Mann hatte nun wieder allen den Glanz, den ihm die Lust zum Heirathen vors Gesicht gemahlt und gezaubert hatte, mit dem herrlichen Paradies, in welches er hoffte versezt zu werden, verlohren; daher fieng sein natürlicher Karakter wieder an, die Oberhand zu bekommen, jezt wünschte er sich oft wieder in seine alte Wohnung, und so ganz wieder in seine alte Lage; allein das ließ sich nun nicht mehr thun: denn seine Frau war keine Eva, sie zankte wohl nicht mit ihm, aber sie verstund, ihn mit Freundlichkeit ganz zu beherrschen, sie litte nicht, daß er sich altfränkisch kleidete, und sonst altmodisch lebe; die süse Zeit war nun für den alten Dietrich auf ewig verschwunden; doch wünschte er seinen Hans Jakob zurück; dazu war aber noch eine Ursache, die ihn bewegte, und die er

selbst nicht wuste. Seine Frau hielt sehr zärtlich an, er möchte ihn doch zu sich nehmen, denn sie habe ihn so lieb, sie müsse ihn bei sich haben, sie hätte keine Ruhe, bis sie ihrem Sohn selbst aufwarten und ihre Pflicht an ihm vollführen könnte, u. s. w. Mit dergleichen Reden lag sie ihrem Manne beständig in den Ohren, dieser nahm auch alles für wahren Ernst auf, obgleich die Frau von der Linden weit andere Absichten hatte, die sie so reden machten, ihre Karoline war die verborgene Ursache davon, und sie hatte den Plan, dies Mägdchen an den Hans Jakob zu verheirathen, den wollte sie ausführen, es möchte auch kosten, was es wollte; indessen hütete sie sich wohl, ihrem Manne das mindeste davon zu sagen: denn sie vermuthete mit Recht, er möchte wegen der Clementine, und seinem von sich gegebenen Wort, Einwendungen machen; doch glaubte sie gewiß, wenn der Stiefsohn einmal bei ihr im Hause wohnte,

beständig mit dem Mägdchen umgienge, und sie ihm dabei alle Liebe erzeigte, so würde er sich endlich gewinnen lassen, die Clementine vergessen, und so wäre die Hauptsache gewonnen. Sie konnte sich herzlich über ihre eigne Klugheit freuen: denn auf diese Weise brachte sie Dietrichs halbes Vermögen an ihre Tochter.

Ehrenfried besuchte seinen Schwiegervatter zuweilen, auch wohl in Gesellschaft seiner Theodore, sie bewiesen dann auch der Mutter alle kindliche Ehrerbietung, und Karoline war immer ihre Schwester, die Mutter war auch sehr wohl mit ihnen zufrieden, und erzeigte ihnen alle Liebe.

Nun trug es sich zu, daß der Kammerrath und seine Frau auch jezt nach Hans Jakobs Befreiung einen solchen Besuch bei den Eltern ablegten, sie merkten bald des Vatters Veränderung: denn er fieng alsofort von der Zurückberufung seines Sohns an zu reden, und seine Frau bestättigte das mit den zärtlichsten Ausdrücken.

Ehrenfried kannte die Welt, er hörte die Frau Schwiegermutter von weitem gehen, er merkte ihren Plan, und daran dachte sie ganz und gar nicht; indessen fand ers doch nicht zuträglich, ihr entgegen zu arbeiten, nur das schien ihm nothwendig zu seyn, daß er den Vatter von der Zurückberufung seines Sohns abbrächte. Er fieng allso an: „Schwiegervatter! es geht nicht an, „daß wir meinen Schwager zurückfordern. „Sehen Sie, ich will Ihnen sagen, was „ich mit ihm vorhabe: sobald er ein wenig „weiter ist, und die Kaufmannschaft versteht, auch sonst noch etwas gerlernt hat, „soll er wieder kommen, und wenn Sie's „erlauben, sich auf dem Lindenhof, wo „seine Vätter gewohnt haben, niederlassen, und dann soll er eine schöne Fabrik „anfangen, vielen armen Leuten Brod „geben, und so dem Vatterlande ein recht „nüzlicher Mann werden, dazu gehört „aber Wissenschaft, da muß er die Kaufmannschaft verstehen, und wissen mit

„den

„den Leuten umzugehen.“ Dietrich schwieg und dachte nach, seine Frau war vergnügt: denn das war ihrem Plan eben nicht zuwider, nur hätte sie ihn gern erst einige Zeit bei sich gehabt! Ehrenfried beruhigte sich damit, daß er sagte: das kann sich auch noch wohl machen lassen, Frau Mutter!

Während der Zeit saß Karoline ganz still und sahe tief nachdenkend und traurig aus, Ehrenfried und seine Theodore kannten sie noch nicht genau, bei diesem Besuche aber entstund eine neue Zuneigung in ihnen gegen diese Stiefschwester, besonders da sie sie traurig fanden, so daß sie beschlossen, sie mit nach Rheinau zu nehmen, und sie einige Zeit bei sich zu behalten; der Mutter war das ungemein erfreulich, der Tochter auch, und dem Vatter war es auch lieb.

Am andern Morgen reiste Ehrenfried mit seiner Frau und Karolinen wieder ab. Unterwegs schwieg leztere immer still,

sie seufzte öfters mit verstohlenen Thränen. Theodore drückte ihr die Hand freundlich, und ermahnte sie, offenherzig zu seyn. Der Kammerrath that desgleichen, so daß endlich ihr Herz aufthauete, sie wurde offenherzig, und erzählte folgende Geschichte:

Verwichenen Mai wars einmal ein vortreflicher schöner Tag, es war Sonntag; ich wurde früh wacker noch eh die Sonne aufgieng, ich hörte die Nachtigallen so schön singen, daß ich nicht mehr liegen bleiben konnte, ich stund auf, gieng ans Fenster, machte es auf, und schaute hinaus. Ich weis nicht wie's mir war, mir wurde so wohl, daß es nicht zu beschreiben ist, da grünte und blühte alles, in der Ferne beschien die aufgehende Sonne die Spize des Berges, im Thal lag ein dünner Nebel, alles war still, es wehte kein Lüftgen, und auf allen Bäumen sangen die Vögel.

Nun will ich ihnen sagen, wie's mir war: ich dachte so nach, wie alle die Vö-

gelchen so fröhlich wären, und wie alles so munter wäre, auch die Menschen seien ja munter im Frühling, und machten sich lustig, und ich — ich weis nicht, wie's mir war, ich konnte nicht recht munter seyn, wie ich so dachte, so muste ich weinen, und ich wuste doch nicht warum; mir wars, als wenn ich allein in der Welt wäre, und wenn ich auch an meine Mutter, an meinen Vatter, und an Sie dachte, und mir vorstellte, ich hätte ja Freunde genug, und ich sei ja nicht arm und verlassen in der Welt, so war mirs doch nicht recht, es kam mir doch so vor, als wenn ich allein wäre. Lieber Gott! dachte ich so in mir selbst, was fehlt mir doch, warum bin ich doch nicht froh und fröhlich, ich bin ja gesund und hab keinen Mangel, gieb mir doch ein fröhliches Herz, lieber Gott! und mache mich glücklich. Indem ich so dachte, fiel mir ein, ich wollte wohl eine halbe Stunde von hier, nach Frauenbrück, zur Kirche gehn. So wie mir das

einfiel, so wars auch beschlossen: ich zog mich an, und so bald meine Eltern aufstunden, so bat ich sie um Erlaubniß, die ich dann auch gar leicht erhielt. Genug! ich zog mich an, frühstückte und wanderte das Thal hinab. Das kann ich sagen, in meinem Leben ist mir die Welt nie so schön vorgekommen, als den Morgen, mir war so schwermüthig, so traurig wohl, daß ich mich nicht satt weinen konnte. Nun gut! ich spazierte langsam fort, denn es war noch früh genug in die Kirche, der Fuspfad gieng langs die schönste Wiese von der Welt mit einem hellen Bach neben dem Gebüsche hin; kaum war ich eine Viertelstunde gegangen, so hörte ich vor mir hin am Weg eine schöne männliche Stimme singen, ich hab mir das Liedgen hernach geben lassen, und kanns auswendig, er sang:

Komm süser Geist in diese stille Wüste,
Und tröste doch mein schmachtend Herz!
Jezt säuget die Natur, und bietet ihre Brüste
Den Kindern dar. Sieh meinen Schmerz,

Laß doch ein Tröpflein Trost in meine Seele
fliesen,
Und mich ein Tröpflein nur, aus deiner Quell
geniesen.

Soll ich allein bei dieser Fülle schmachten?
Mein Vatter! sieh mit Huld mich an,
Wie lange muß ich schon nach dir vergebens
trachten,
Durchseufzen meine Lebensbahn?
Unendlich liebst du doch die Wohlfarth deiner
Kinder,
Mit andern, Gott verzeih'! verfährst du auch
gelinder.

Ich murre nicht, ich bitte nur um Freuden,
Ein einzig Tröpflein schenk mir nur,
Dann will ich gern und froh noch manche Trüb=
sal leiden,
Durchgehn des Kreuzes blut'ge Spur.
Du hörst doch mein Gebet, erhör' es ew'ge
Güte,
Erfreue meinen Geist, erheitre mein Gemüthe.

Ich hörte den Gesang von Anfang bis zu Ende, und verstunde jedes Wort; ich blieb still stehen, um den Sänger nicht zu

stören, und fühlte tief in meinem Herzen, daß der Mensch gerad so sang, als wenn er an meiner Stelle gewesen wäre: so wars mir just, wie er sang, mir flossen die Thränen häufig, und meine ganze Seele sang mit.

Als er aufhörte, so gieng ich weiter, und bald sah ich einen Mann vor mir spazieren, er kam auf mich zu, und jezt will ich ihn beschreiben: Er war etwas lang, nicht dick und auch nicht mager, aber so schön gewachsen, als man sich nur etwas vorstellen kann. Seine Kleider waren modisch, aber doch etwas abgetragen, er hatte sehr reinliche und feine Wäsche an, sein Gesicht war das schönste männliche Gesicht, das ich in meinem Leben gesehen habe, nur etwas blaß von Traurigkeit. So wie ich daher gieng, schien er sich etwas zu wundern, wie ein Frauenzimmer von meinem Anzug in die ländliche Gegend käme. Er trat aus dem Weg und erwartete mich, ich gieng auf ihn zu und

machte ihm ein Kompliment. Er beantwortete das sehr ernst und edel, und fragte mich: um Vergebung, mein Frauenzimmer! gehen sie nicht nach Frauenbrück? ich antwortete: Ihnen aufzuwarten; so will ich die Ehre haben, sie zu begleiten, fuhr er fort, denn ich gehe auch dahin. Das edle Ansehen des Mannes, und ich gestehe es gern, weil er mir wohlgefiel, das bewog mich, ihm meinen Arm zu geben; so wandelten wir fort. Nun fieng ich an, sein Singen zu rühmen, und gestund ihm, daß ich das Lied ganz gehört hätte. So! sagte er: es freut mich, daß sie das Liedgen rührt, denn obgleich keine Kunst darinnen ist, so geht es doch von Herzen.

Ich: Aber, mein Herr! mir ists gerad so, wie dem, der das Lied gemacht oder gesungen hat, ich konnte mich des Weinens nicht enthalten.

Er: So sind unsere Herzen gleich gestimmt, darf ich fragen, wer sie sind?

Ich: Ich bin die Tochter eines verstorbenen Predigers, und meine Mutter hat als Wittwe den Herrn von der Linden geheirathet.

Er: Was! den Schwiegervatter des Kammerrath Ehrenfrieds?

Ich: Ja der ists.

Der Fremde verwunderte sich, jezt drückte er mir die Hand und sagte sehr freundlich: es freut mich aus der Masen, daß Sie mit dem rechtschaffensten Mann auf der Welt so nah verwandt sind.

Ich: Wenn Sie meinen Schwager lieben und schäzen, so müssen Sie selber ein sehr rechtschaffener Mann seyn. Kennen Sie ihn?

Er: Ich kenne ihn blos von Ansehen, und nur aus dem Gerüchte, aber ich nehme mich sehr genau in Acht, daß ich niemand für einen rechtschaffenen Mann halte, bis ichs gewiß weiß, daß ers ist; aber noch vielmehr hüte ich mich einen schlecht zu halten, bis ich die überzeugendsten Proben davon habe.

Ich: Das ist sehr edel; aber sind Sie denn meinem Bruder bekannt?

Er: Schwerlich.

Ich: Darf ich mir denn nicht Ihren Namen ausbitten?

Er: Ich bin der Sohn des rechtschaffensten Mannes, Tugend und Erfüllung meiner Pflicht machten mich unglücklich, verbannten mich aus meinem Vatterlande, und noch muß ich herumirren, und finde kein Pläzchen, wo mein Fus ruhen kann, ich darf meinen rechten Namen nicht nennen, und bis dahin, daß Gott mein Schicksal ändern wird, heiß ich Dultmann.

Ich weis nicht, wie mir das alles so durch die Seele drang, ich spürte das innigste Mitleid mit dem Herrn Dultmann in meiner Seele, ich gab ihm das auch so zu verstehen, daß er bis zu den Thränen dadurch gerührt wurde. Kurz, wir wurden ganz bekannt auf dem Wege, und schieden ungern von einander.

Ich muß gestehen, daß mir das Bild dieses Mannes tief in die Seele drang, so daß ich des Mittags noch trauriger nach Hause gieng; ich konnte mich den Nachmittag kaum so viel verstellen, daß meine Eltern nichts merkten. Gegen Abend kam ein Knabe, welcher mich allein rief, und mir einen Brief überreichte, ich brach ihn auf und las ihn. Gott, welche Gemüthsbewegungen brachte er in mir hervor! er war vom Herrn **Dultmann**; er schrieb, er habe sich nach mir erkundigt, und so viel Gutes von mir gehört, daß er es würklich für ein Glück halte, in meine Bekanntschaft gerathen zu seyn, er bat mich um meine Freundschaft, und versicherte mich der seinigen; ferner schrieb er: wenn mein Herz noch nicht verschenkt wäre, und ich könnte es ihm aufbehalten, bis er einmal öffentlich auftretten, und mich ordentlich und mit Ehren von meinen Eltern begehren und ernähren könnte, so würde er sich das fürs grö-

ste Glück rechnen; denn er müßte mir gestehen, daß er die Sympathie unserer Geister den Morgen so ganz gefühlt habe, und daß er nicht glaube, eine Person wieder zu finden, die sich so ganz für ihn schicke, u. s. w.

Der Knabe sagte mir, er müßte wieder Antwort haben; ich gieng allso allein, und schrieb ihm ungefähr so: Es sei mir eben so ergangen wie ihm, sein ganzes Daseyn habe tiefen Eindruck auf mich gemacht, auch sei mein Herz noch frei. Indessen würde er mir verzeihen, daß ich mich mit ihm in keine genauere Freundschaft und genauen Umgang einlassen könnte, bis ich ihn ganz kennte.

Ehrenfried und Theodore hatten während dieser ganzen Erzählung die Karoline angestaunt, sie hatten so viel Geist an ihr von ferne nicht geahndet, hier an diesem Orte ihrer Erzählung aber unterbrachen sie sie beide, beide fielen ihr in der Kutsche um den Hals, küßten und

herzten sie. Das war nun Wonne für Karolinen, sie weinte hart, so daß sie schluchzte, denn die Zurückhaltung der Theodore hatte ihr weh gethan, nun aber flossen die Geister wie zween benachbarte Thautropfen in der Morgensonne zusammen, sogleich schworen sie sich ewige Liebe und Schwesterschaft, und beschlossen sich zu duzen.

Nun, theure Schwester! sagte Ehrenfried, da haben Sie sehr weislich gehandelt, ein Frauenzimmer kann nicht zu vorsichtig seyn.

So dachte ich auch, fuhr Karoline fort, wir haben uns seit der Zeit noch ein paarmal gesehen, und öfters geschrieben. Jezt steht unsere Verabredung so: sollte ich eine Person finden, mit der ich glücklicher zu seyn glaubte, als mit ihm, so bald sich sein Schicksal änderte, so will er mich nicht hindern, er aber will mich nicht vergessen, sondern mich heirathen, so bald er mich glücklich machen kann. Ob ich nun wohl

in meinem Herzen fühle, daß ich ihn heirathen werde, in so fern er der ist, wie er sagt, und daß ich nie einen andern wählen werde, so find ich doch nicht für gut, ihm das zu sagen, bis ich ihn ganz kenne; indessen behandele ich ihn als einen braven und guten Freund. Meinen Eltern habe ich aber noch nichts sagen mögen. Ehrenfried und Theodore billigten alles, und lobten sie wegen ihrer Vorsicht. Unter diesen Erzählungen und Gesprächen langten sie vergnügt und gesund zu Rheinau an.

Die Fürstin **Charlotte** von **Rheinau** gehörte unter die Klasse von Frauenzimmer, welchen man einen hohen Grad der süsen Schwärmerei nicht absprechen kann; dies werden meine Leser schon in ihrer Geschichte bemerkt haben. **Theodore**, **Clementine**, und nun auch **Karoline** wurden von dem nämlichen Geiste belebt, sie hatten alle Menschen lieb, und unsern lieben Herr Gott von ganzer Seelen dazu;

hätte es in ihren Kräften gestanden, so hätten sie die ganze Welt zu einem Blumengärtgen gemacht. Richtig ist es immer, daß das weiche gefühlvolle Herz eines solchen Frauenzimmers, besonders so lang es noch nicht verheirathet ist, einem Lämmgen in einem Wald voller reissender Thiere gleich ist, besonders wenn das Bild der Tugend nicht sehr hoch durch den Glanz der Schwärmerei erleuchtet wird; dennoch aber gestehe ich gern, daß mir ein solches edles, zartes Geschöpf mitten unter seinen Abirrungen unendlich schäzbarer ist, als ein strenges Tugendbild, welches gerad, in der Saloppe, jeden Predigttag daher zur Kirchen steigt, kein Mannsbild ansehen, geschweige anlächeln darf, und bei allem seinem geraden Gang doch endlich mitten in den Morast hinein plumpt. Freilich hütet man sich wohl, daß niemand das Plumpen erfährt, allein ich habe doch eine so feine Nase, daß ichs schon von ferne rieche, man mag sich so sehr ge-

schminkt und gewaschen haben, als man will, und der Leute giebts mehr.

Ich stehe niemanden dafür, daß sich nicht ehemalen eine Gattung platonischer Liebe in dem Herzen der Fürstin gegen ihren Hofmeister Heimburg eingenistet hatte; und je platonischer diese Leidenschaft hinauf idealisirt wird, desto gefährlicher wird sie; aber die Vorsehung wachte über das edle Herz, weil es aufrichtig fromm war, und keinen Fehler machen wollte. Theodore war verwahrlost, indem man alle Zugänge zu ihrem Herzen verwahrt hatte, ohne es mit etwas würdigen anzufüllen, die erste Neigung, die Zutritt zu ihm fand, erfüllte es ganz, zu gutem Glück wars Ehrenfried, der sie anfochte. Clementine wurde freilich von der Liebe nicht überrascht, denn sie suchte ein Fünklein, legte es an den Heerd, wachte sehr ernstlich darüber, daß es nicht auslöschte, bis es ein groses Feuer geworden war: denn sie fand, daß die ganze Sache

höchst schicklich war. Dem allem ungeachtet schlich sich doch nun allmälig ein kleiner Schelm von Schwärmer in ihrer Seele ein, der sich an ihrem Feuer wärmte und nährte, und darüber zu einem dicken rothwangigten Jungen wurde. Unter dieser Metaphre verstehe ich ihren Hang, über Land zu streichen, bald hier bald dort bei einem Bauern Milch zu essen, diese Art Menschen zu studiren, und öfters sehr gute Leute zu finden, die sie sich dann zu Menschen der Unschuld im Paradies träumte, und allerhand mit ihnen anfieng, das sie Aufklären hieß, und ich (nehmt mir nicht übel, empfindsame Geistergen!) ich nenne es den Kopf verrücken; sogleich will ich ein Beispiel von ihr erzählen. **Karoline** endlich war auch an dem empfindsamen Maimorgen, wo ihre ganze Seele lauter Frühling war, von dem Liedgen, hernach von **Dultmann** selber, wie er da so stand im Wäldgen, umglänzt von der Frühlingssonne und der jauchzenden Natur,

tur,

tur, dergestalt bezaubert worden, daß sie sich bei Wasser und Brod, mit Dultmann ein Elysium träumte. Dennoch wurde keins von diesen Frauenzimmern unglücklich, ihre Seelen waren voller Unschuld, voller Zutrauen zu Gott, voller Gebet um Bewahrung, darum lenkte er's auch so, daß ihr Gang für dem Straucheln bewahrt blieb; doch ich erzähle.

Daß Clementine oft Langeweile hatte, das läßt sich leicht begreifen: denn der Zeitraum zwischen Verspruch und Hochzeit kriecht doch schneckenmäsig herum, und wanns auch nur drei Tage wären. Diese Langeweile zu vertreiben, strich sie oft aufs Land, wie ich so eben gesagt habe.

Nachdem ihr Hans Jakob zu Utrecht wieder in Sicherheit war, so wurde ihr ganz wohl. Ihr Enthusiasmus stieg, und sie glaubte, sie könnte ihre Dankbarkeit gegen Gott nicht besser an den Tag legen, als durch Wohlthätigkeit gegen seine Menschen Ihr Bruder warnte sie oft, und sagte ihr,

es sei für ein Frauenzimmer gefährlich, sich so unbeschüzt in die freie Welt zu wagen; allein sie lachte darüber und folgte nicht. Jezt, da sie nun Karolinens Geschichte mit Dultmann wuste, brannte sie für Verlangen, diesen Mann zu kennen, und wenn sie ihn edel fand, Barmherzigkeit an ihm zu erzeigen; sie entschloß sich also nach Frauenbrück zu reisen und sich ein paar Tage dort aufzuhalten. An einem Morgen früh ließ sie ihr ungerisch Wägelgen anspannen, zog ihr Amazonenkleid an, nahm ihren Stab in die Hand, und fort war sie. Einige Tage hernach kam ein Bote und brachte folgenden Brief an Theodoren:

Frauenbrück rc.

Du weist, Holde süse Schwester! daß ich meine Freude daran finde, wenn ich Dir meine ländlichen Reisen beschreiben kann; und ich weis, daß du diese Art Briefe von mir gern liesest; so ist uns

also beiden geholfen. Ich fuhr am Mittwoch Morgen, mit aller nur möglichen Seelenruhe erfüllt, das herrliche Rheinauer Thal herauf; ich kann mir nichts schöners denken als einen Sommermorgen; kein Wölkgen trübte den Himmel, und von Südosten her strich mir ein angenehmer Wind durchs Haar und kühlte mir den Hals, denn ich hatte das Wägelchen zurückgeschlagen. Der Weg geht gegen Mitternacht das Thal hinauf; rechter Hand gegen Morgen streicht ein steiles waldigtes Gebirge fort, an dessen hüglichten Fus bald Wald, bald Gebüsche, bald Feld und dann wieder ein Wiesenthälgen die angenehmsten Abwechslungen machen. Langs dieses Gebirges geht mehrentheils der Weg hin; zur Linken hat man die schönsten Wiesen, hin und wieder ein Dorf, dessen Kirch- oder Kapellen-Spize aus einem Wäldgen von Obstbäumen hervorguckt; das westliche Gebirge ist flacher, und mehrentheils lauter Ackerland. Der

Vogelgesang, die Betglocken hin und wieder, das Morgenlied des Ackermanns, das Horn des austreibenden Hirten, das Schellengeklingel seiner braunen scheckigten Heerden, das Rauschen des nahen Bachs, das Geklapper der Mühlen, und endlich das einzelne Bellen hie und da eines zottigten Pommers, alles das zusammen drunge so harmonisch durch meine Seele, daß ich mich nicht enthalten konnte, meinen Morgengesang mit voller Kehle mit einzustimmen. Guter Gott! dachte ich, und sagte es auch zu mir selbst, warum sizt man doch oft so unempfindlich gegen die Schönheiten der Natur zwischen den vier Wänden und hat Langeweile? ein solcher Morgen, wie der war, empört die ganze Seele zum Wonnegesang, zum Gefühl, zur Erhebung über alles Irrdische zu Gott; ich sage mit Fleis — empört — dies Wort schickt sich zum Drang meines Herzens, den ich empfand. Nach und nach stieg die Sonne empor, und

brannte so lebhaft auf mich, daß ich nun froh war, die Wagendecke wieder über mich ziehen zu können. Ueberall schlenderten nun die Mäher mit den Sensen auf der Schulter nach Haus, und die Mägdchen spreiteten lange Streifen gemäheten Grases aus einander, noch an einem andern Orte lagen Mäher und Mägdchen im Schatten rund um ein ausgespreitetes Tuch, und langten wechselsweis mit ihren hölzernen Löffeln in ein hohes braunes irdenes Töpfen nach dem warmen süssen Milchbrei, ich hörte sie von ferne essen, so wohl schmeckte es ihnen; das machte mir auch Appetit. Wir fuhren in ein Dorf, wo ich dem Kutscher ein Glas Branntewein gab, mir aber ein Schüsselgen süsser Weckmilch geben lies, die mir trefflich schmeckte. Nun reisten wir weiter, und um zwei Uhr Nachmittags kam ich hier in Frauenbrück an; ich kehrte im Wirthshause ein, und lies nun mein Fuhrwerk wieder zurück kehren. Sei so

gut und schicke mir ihn den Montag wieder, damit ich wieder zu euch komme.

Nun will ich Dir auch erzählen, was ich seit den dreien Tagen, die ich hier bin, Gutes geschaft habe. Nachdem ich zu Mittag gespeist hatte, gieng ich im Dorfe herum spazieren und guckte so in die Häuser hinein, wo ich vorbeigieng; allmählig kam ich ans Ende des Dorfs, wo es an die Wiese und an den Bach stößt; an der Wiese und am Bach steht ein kleines, aber wohlgeweistes ordentliches Häusgen, auf der einen Seite hat es einen schönen Baumhof, auf der andern ein Gärtgen, vorn ist die Strase, hinter dem Haus der rauschende Bach, jenseit demselben die Wiese, dann Felder, dann ein herrlicher schöner Maibuchenwald, über welchem in dieser Jahreszeit die Sonne aufgeht. Vor der Thüre dieses Häusgens saß eine junge, schöne, sehr reinliche aber ärmlich gekleidete Frau, sie schälte Kartoffeln, und an der Seite stund ein Knäbgen im blo-

sen Hemdgen, barfus, und um den schönen, runden, braunaugigten Kopf hiengen weise Locken. Ich weis nicht, wie es war, die ganze Gruppe da zog mich an; ich gieng bei die Frau, redete sie freundlich an, der Knabe kam lächelnd und gab mir eine Patschhand und hieng sich an meinen Rock. Ich fragte nach den Umständen, und hörte bald, daß sie eine Wittwe war, ihr Mann war ein Schneider gewesen, und sie die einzige Tochter auch eines Schneiders. Vatter und Mutter waren lange tod, sie hatte den Gesellen geheirathet, den Buben mit ihm gezeugt, und nun war er seit einem halben Jahre auch tod. Die Frau erzählte mir das alles so rührend, daß ich mich der Thränen nicht enthalten konnte. Dies machte wieder Eindruck auf die Wittwe, so daß sie noch mehr weinte, mir einen Stuhl holte, und mich bat, mich bei sie zu sezen. Ich fragte sie, ob sie denn ganz allein mit dem Kind in dem Haus wohn-

te? sie antwortete ja, denn sie hätte keine Magd nöthig, sie könne sie auch nicht bezahlen, sie habe nichts, als das Haus, den Baumhof und das Gärtgen, aber auch keine Schulden, sie nähre sich mit Nähen, so daß sie doch ordentlich mit ihrem Kinde leben könnte; ich fragte sie, ob sie noch ein reines hübsches Bett hätte? O ja! sagte sie. Ich wünschte es zu sehen, flugs sprang sie auf und ersuchte mich, mitzugehen, ich folgee ihr, und sie führte mich auf ein niedliches kleines Stübgen, mit einem Tisch, ein Paar Stühlen und einem guten Federbett mit grünen Vorhängen. Das Stübgen hat zwei kleine Fenster, eins geht gegen Morgen nach dem Bach und der Wiesen zu, das andere aber ist in der Wand nach dem Baumthof hin. Höre sie, fieng ich an, es gefällt mir bei ihr, ich gehe oft gern meiner Gesundheit wegen, einige Tage aufs Land, und dann will ich zu ihr kommen und hier auf diesem Kämmergen wohnen,

so lange ich hier bin, ich werde sie bezahlen, so daß sie mit mir zufrieden seyn soll, und was das Essen betrifft, da helf ich ihr kochen und so essen wir mit einander, und was es kostet, das bezahl ich. Die gute Frau freute sich sehr über diesen Vorschlag und war von Herzen damit zufrieden; flugs gieng ich hin ins Wirthshaus, holte mein Päckgen und zog bei die Wittwe. Sieh, Schwestergen! da hause ich jezt; und würklich schreibe ich hier auf dem Kämmergen, auf dem schwarzgrauen eichenen Tisch, und zu meiner Linken am Fenster schwabbeln lauter Schatten von Aesten und Blättern in der schönen Morgensonne, gleich wird wohl meine Maria eine Schüssel voll Milchsuppe bringen, wo wir uns dann alle drei recht satt frühstücken wollen. Ich habe allerhand Plane mit dieser Frau vor, denn sie ist ein braves liebes Weib, und in der That, ich muß und will sie glücklich machen. Freilich sie nährt sich wohl, aber doch kümmerlich,

und dann soll auch eine schöne junge Frau von 24 Jahren nicht ledig bleiben, wenn sie anders glücklich heisen soll. Nun genug von meiner Maria; aber jezt spiz die Ohren; ich kenne auch Karolinens Dultmann schon; ohne mich in ihn verliebt zu haben, muß ich aufrichtig gestehen, daß ich nie einen edlern jungen Mann gesehen habe. Ehegestern wekte mich die Sonne, sie schien schon um halb fünf so schön auf meinen grünen Vorhang, daß ich mir allen Schlaf aus den Augen wischte und aufsprang. Ich zog mich an, und weil Maria gerad unter mir schläft, so hört sie allemal am Gehen, wenn ich aufstehe; sie kam im Augenblick herauf und fragte mich, wie ich geschlafen hätte? ich antwortete, vortreflich! die erste Nacht sei mir so angenehm gewesen, daß ich ihrer, geliebts Gott! noch viele so zu zubringen hofte, Maria war sehr vergnügt darüber. Ich stund am Fenster, und schaute über die Wiese hin, wie die Mäher das Gras mäh-

ten und die Mägdchen hinter ihnen her streuten; nun ist gegen die rechte Hand hin, eine grose hölzerne Brücke über den Bach, auf derselben spazierte ein wohlgewachsener Mann in einem Frack von Bibertuch hin und her und rauchte ein Pfeife Tobak, wie es schien, sehr ruhig und zufrieden; ich fragte Maria, wer der Mann sei? sie antwortete: es sei ein fremder Herr, welcher sich seit einiger Zeit da im Dorfe aufgehalten hätte, niemand wüste aber wo er her sei, er sei ein gar lieber braver Mann, alle Kinder im Dorfe hätten ihn lieb, weil er ihnen immer allerhand Gutes sagte, u. s. w. Jezt merkte ich, wers sei, heißt er nicht **Dultmann**? fragte ich; ja, antwortete sie, so heißt er. Nun mit dem muß ich reden, fuhr ich fort, denn ich habe Bestellung an ihn; ich zog mich geschwind an, spazierte auch hinaus auf die Brücke zu, und that so, als wenn ich bei ihm vorbei spazieren wollte; doch gieng ich langsam und grüste ihn

freundlich, er antwortete mir mit Ehrfurcht. Ich lies mich mit ihm in ein Gespräch ein, und fand, zu meinem Erstaunen, einen erhabenen, vortreflichen, mit vielen Kenntnissen und Religion versehenen Geist an ihm. Kurz, Dultmann ist ein sehr seltener Mann, so wie ich noch wenige kenne; gestern habe ich ihn wieder gesprochen und meine Hochachtung gegen ihn ist noch um vieles gestiegen, er muß besondere Schicksale gehabt haben. Ich kann aber nicht das Mindeste aus ihm bringen; doch vermuthe ich nicht, daß er Fehltritte gemacht hat, denn ich merke an allen seinen Reden, daß er reines Herzens ist. So viel schliese ich aus dem, was er mir gesagt hat, daß hohe Personen ihn zum Opfer der Politik gemacht haben müssen. Von Karolinen haben wir auch gesprochen, denn ich war so offenherzig, daß ich ihm gleich sagte, ich sei des Kammerrath Ehrenfrieds Schwester, er kennt den Bruder nur aus dem Gerüchte. Ich

fragte ihn, ob er denn nicht Hofnung habe, noch glücklich zu werden? Keine andere als die, antwortete er: daß ich höchstunschuldig bin, und mich in allen Prüfungen fest auf die Vorsehung verlasse, die wird nicht zugeben, daß ich die Talente, die sie mir gegeben hat, vergraben soll, ich traue auf sie, auch in den dunkelsten Stunden, und ich weiß, daß dies Vertrauen nicht unbelohnt bleibt. Er liebt Karolinen würklich recht sehr, er hat sich insgeheim nach ihr erkundiget und ist mit ihr sehr zufrieden, ich glaube gewiß, der Mann wird noch eine grose Rolle in der Welt spielen und unser gutes Mägdchen noch recht glücklich machen.

Meine Maria wünscht mich immer bei sich zu haben. Mir ists auch wohl hier, allein so viel spüre ich doch, daß das so sehr gepriesene Landleben von ferne grössere Reize hat, als in der Nähe; ich wünsche, doch bald wieder in deinen Armen zu seyn; hör! bist Du denn nicht auch

ein bisgen neugierig? möchtest du denn deinen künftigen Schwager nicht kennen? Komm, hol mich am Montag ab, mein Bette ist gros genug für uns beide. Ich küsse Dich, meinen Bruder, und Karolinen im Geist, und bin ꝛc.

Wenn sich ein Ding schicken soll, so muß sich alles darnach einrichten. Den Samstag Mittag bekam Theodore den Brief über Tisch, sie las ihn ihrem Bruder und Karolinen vor, und leztere hatte besonders innige Freude darüber. Gleich nach Tisch kam ein Kammerdiener von der Fürstin, und lud die Kammerräthin ein, zu ihr zu kommen; das war nun eine Seelenfreude für sie, denn sie konnte wohl denken, daß es wieder auf eine innige Zusammenkunft in der Einsiedelei angesehen sei. Sie gieng allso hin, und ihre Vermuthung traf ein.

Als nun die beiden dort waren, und so nach gewohnter Weise vertraulich mit einander redeten, zog Theodore den Brief

von Clementinen heraus und las ihn der Fürstin vor. Diese vortreffliche Dame nahm vorzüglich an Dultmanns Schicksal Antheil, sie hatte das Vermögen, dem Manne sein Glück zu machen, und sie brannte für Verlangen es zu thun. Theodore unterstüzte diese Gesinnung aus allen Kräften, und daß ichs kurz mache, die beiden beschlossen, den Montag ganz incognito nach Frauenbrück zu fahren, Clementinen abzuholen, und zugleich zu sehen, wie dem braven Dultmann zu helfen seyn möchte.

Den folgenden Montag Morgens früh verfügte sich allso Theodore an Hof, sie fand schon eine viersizige Kutsche mit vier Pferden angespannt und den Kutscher auf dem Bock sizen; sie gieng hinauf zu der Fürstin, welche noch eine Tasse Chocolade trank, Theodore trank noch eine mit, und nun sezten sie sich beide ein und fuhren fort, doch ritte ein Kourier, aber ohne Livree, vor dem Wagen her. Gegen Mit-

tag kamen sie zu Frauenbrück an, sie liesen den Kutscher mit den Pferden im Wirthshaus, nahmen ein Mägdchen, das ihnen das Haus der Maria zeigen muste, und wanderten nun Hand in Hand dahin. Die Fürstin hatte sich ganz ländlich angezogen, und kein Mensch dachte daran, daß es die Fürstin sei. So traten sie in die arme Hütte der Wittwe hinein, auf die Stubenthüre zu. Theodore war voran, öfnete sie und die Fürstin folgte. Hier trafen sie die Maria mit ihrem Buben auf dem Schoos, Clementine sas gegen ihr über, beide hatten auf dem ländlichen, reinlich bedeckten Tisch, ein Gericht wohlbereiteter Kartoffeln vor sich, daneben stand noch eine hübsche bunte irdene Schüssel voll süsser Milch, steif voll Weck gebrockt, und dann goldgelbe Butter mit starkriechendem Käse und gutes Schwarzbrod dazu, sie asen ganz vergnügt zusammen. So wie die beiden Damen zur Thüre hereintraten, erschrack Maria und

sprang

sprang auf. Clementine erstaunte über den Anblick der Fürstin, doch sie wurde auf französisch von ihrem Incognito unterrichtet und ihr befohlen, sie wie ihres Gleichen zu behandeln. Clementine gehorchte. Jezt nahm die Fürstin einen Stuhl und sezte sich an den Tisch, Theodore und Clementine sezten sich auch, und alle fiengen an zu essen. Maria muste sich auch wieder sezen, doch die war schüchtern, bis sie mit überhäufter Freundlichkeit vertraulich gemacht wurde. Die Fürstin kostete erst behutsam das ländliche Gericht, fand es aber so schmackhaft (denn Clementine hatte gekocht) daß sie endlich herzhaft mitas. Nach dem Essen war die Rede von Dultmann, die Frauenzimmer wünschten ihn bei sich, und sie ersuchten Maria, ihn zu rufen. Während ihrer Abwesenheit äuserte Clementine ihr hohes Vergnügen über die Gnade der vortreflichsten Fürstin. Weil Clementine eingezogen lebte und selten an Hof kam, so kannte sie die Fürstin

nicht genug, jezt aber lernte sie das edle Mägdchen recht kennen, und gewann sie aus der Masen lieb.

Nun kam Dultmann; so wie er in die Stube trat, sahe man in dem Gesicht der Fürstin das frohe Erstaunen aus allen Zügen hervorleuchten. Wenn sie mich kennen, Herr Dultmann, fieng die grose Dame an, so verrathen sie mich nicht. Dultmann stand und starrte sie an, so wie ein Mensch aus dem Traume erwacht und nicht weiß, ob er recht sieht; endlich fuhr er zurück, schlug die Hände zusammen, Gott im Himmel! rief er, ja ich kenne — ich kenne sie! Nun dann, Herr Zeimburg, fuhr die Fürstin fort, so sezen sie sich zu uns, denn in diesem Augenblick hören sie auf, Dultmann zu heisen. Nun kannte ihn Theodore auch aus der Geschichte der Fürstin, auch Clementine hatte von Theodore so viel vernommen, daß sie auch wuste, wer er war. Zeimburg sezte sich allso ganz schüchtern her-

zu, während der Zeit wurde Kaffee gemacht, denn Theodore hatte ihn mit dem Geräthe mitgebracht und Maria konnte ihn zubereiten. Als der Kaffee getrunken war, so schlug Theodore einen Spaziergang vor, der auch von allen Seiten angenommen wurde.

Diese vier Personen spazierten allso über die Brücke und über die Wiese hin. Nun fieng die Fürstin an: Sagen Sie mir doch erst, Herr Heimburg, warum sind Sie so schüchtern? das waren Sie ja sonst nicht, Sie hatten sonst so etwas Groses an sich, so daß Sie über allen Unterschied des Standes sich weggesezt hatten, das erklären Sie mir zuerst, und dann muß ich auch Ihre ganze Geschichte wissen.

Verzeihen Sie mir, gnädigste Frau! antwortete Heimburg, mir ist in Ew. Durchlaucht Gegenwart nicht mehr sowohl zu Muth, als ehemals, und dazu habe ich gegründete Ursachen. Die Fürstin versezte: diese Ursachen will ich wissen, Herr

Heimburg! reden Sie frei, ich habe für diese Frauenzimmer kein Geheimniß. Heimburg erwiederte: so will ich denn meine Geschichte kurz erzählen; alsdann wird sichs aufklären, warum ich so schüchtern in Dero Gegenwart bin.

Ew. Durchlaucht wissen, wie ungerecht ich ehemals bei den Hochseligen Eltern in Verdacht kam, und wer die Ursache davon war. Mein Vatter fand für gut, daß ich mich entfernte, allein weil ich kein groses Vermögen hatte, so war nun die Frage, wohin ich mich wenden und was ich anfangen sollte. Nun hatte er einen Freund im Herzogthum C . . . der ehemals mit ihm studiert hatte, und von dem er glaubte, daß er ein rechtschaffener Mann sei. Dieser Freund war ein Beamter auf dem Lande, der sehr viel Geschäfte hatte und sonst sehr reich war, er hies Vollenberg. Dieser hatte kurz vorher an meinen Vatter geschrieben: er möchte ihm doch einen geschickten Mann schicken, der

ihm in seinen Geschäften an die Hand gienge: denn er habe sehr viel mit Gerichtssachen zu thun, zugleich habe er ein groses Rittergut, welches sein Eigenthum sei und das er selber betreiben möchte, und endlich sei er auch noch vielen Edelleuten in ihren Sachen bedient, so daß er mit ein Paar Schreibern nicht auskommen könnte, sondern er habe noch überdas ei- Gelehrten nöthig, dem er Sachen zur Ausarbeitung übertragen könnte. Nun hatte ich erst Theologie studiert, fand mich aber zum öffentlichen Vortrag ungeschickt, und wandte mich daher zur Rechtsgelehrsamkeit, mithin glaubte mein Vatter, diese Stelle sei gut für mich, weil ich mich da im Praktischen recht ausbilden, und nach und nach brauchbar machen könnte; wenigstens sahen wirs als eine Fügung Gottes an, die mich jezt bei diesem mislichen Vorfall zu versorgen schien. Mein Vatter schrieb allso an Herrn Vollenberg, erzählte ihm mein Schicksal, und ersuchte

ihn, mich, seinen Sohn, zu sich zu nehmen. Vollenberg antwortete bald wieder, und freuete sich über diesen Antrag, er bat meinen Vatter, mich je eher je lieber zu schicken, vom Lohn und dergleichen wolle er gar nichts sagen, ich sollte mit ihm zufrieden seyn. Kurz, ich war froh, dankte Gott für diese Gelegenheit, und gieng. Mein Vatter gab mir beim Abschied zehen Louisd'or mit auf den Weg, weinte und sagte: geh mein Sohn! ich will dir keine Lehren mehr geben, du weist alles, was ich dir sagen kann, ich bin mit dir zufrieden, du wirst gesegnet seyn und bleiben; nur das muß ich noch sagen: so viel ich vermuthe, stehen dir schwere Prüfungen bevor, denn du bist zu etwas Grosem von Gott versehen, und da liegen noch so einige Unarten, Steifsinn, Stolz und dergleichen in deiner Seele, die die ewige Güte durch Leiden noch wegbeizen muß, ehe sie dich recht brauchen kan. Diese Worte drungen mir tief in meine Seele,

ich werde sie nie vergessen, besonders da es die lezten sind, die mein vortrefflicher Vatter zu mir gesprochen hat: denn er ist seit der Zeit gestorben.

Nun reiste ich fort, und kam nach ein Paar Tagen auf meinen neuen Posten. Ich trat kaum zur Thüre hinein, so sah ich schon mein Elend grünen; ich fand den Herrn Rath am Tische sizen, die Frau Räthin an seiner Seite, darnach folgten ein Paar Töchter und ein Sohn, der etwa vierzehn Jahre alt war. Kein Mensch stund auf, als ich kam, alle sahen mich an, und der Herr Rath sagte: Er wird der junge Heimburg seyn? Zu dienen! antwortete ich, und stund da wie Butter an der Sonne, ich brachte ihm Empfehlungen von meinem Vatter. Ich danke! ich danke! antwortete er darauf. Die Räthin redete leise mit ihm. Ich verstund aber wohl, wovon die Rede war. Die Frage war, zu entscheiden, ob ich allein, oder da am Tische speisen sollte? Lezteres

wurde endlich zur Noth beschlossen, und darauf klingelte man. Es wurde Teller und Serviette gebracht, und auf Befehl mir ganz unten an den Tisch gestellt. Ich wurde nun durch einen Wink beordert, mich zu sezen, ich schwieg, sezte mich und aß, aber ich redete kein Wort, ausser wenn man mich fragte, und das geschah nicht viel. Während dem Essen machte ich meine Anmerkungen über mein künftiges Leben, und wurde recht innig traurig, ich wünschte darauf, man möchte mir zeigen, wo ich schlafen sollte, denn ich sei müde. Eine Magd leuchtete mir zu Bette, ich bekam ein Zimmergen im dritten Stock, wo es weder warm, noch bequem war. Kurz, ich wurde wie die andern Schreiber behandelt, nur daß ich am Tische essen durfte.

Ich will Ew. Durchl. nicht mit einer weitläuftigen Erzählung aller Kleinigkeiten aufhalten. Ich wurde anfänglich auf alle nur mögliche Weise gemißbraucht; hundertmal war ich fast entschlossen weg-

zugehen und Soldat zu werden; allein meines Vatters lezte Rede und sein Segen war so tief in meine Seele gedrungen, und ich war von der Wahrheit seines Sazes so überzeugt, daß ich beschloß, auszuhalten, es möchte auch kosten, was es wollte. Ich fühlte tief in meiner Seele, daß meine Unarten, mein Stolz, den ich sonst für Ehrliebe gehalten hatte, mich auf immer unglücklich machen würden, wenn ich nicht durch viele Uebungen geprüft und geläutert und so zu allerhand Schicksalen, die auch dem Grösten bevorstehen, bereitet würde. Daher gab ich nie Widerworte, ich hielt alles aus, ich that alle Geschäfte unverdrossen, und alles, was ich that, war gesegnet. Dieser Zustand dauerte so zwei Jahre fort; nun starb mein Vatter. Jezt fieng Vollenberg an, andere Saiten aufzuspannen, allmählig machte er mich zu seinem Vertrauten; gab mir mehr Lohn und behandelte mich edler, ich glaubte, meine schwerste Prüfungszeit sei nun vor-

bei; allein zu meinem grösten Schrecken fand sich ein Jahr später ein Umstand, der mich in noch grösere Leiden stürzte. Die älteste Tochter meines Beamten war ein ausserordentlich versäumtes Mägdchen, so wie alle seine Kinder: sie war ein gutes Geschöpf, allein ganz ohne Erkänntnis und ohne Erziehung; diese hatte sich mit einem Schreiber zu weit eingelassen, sie wurde schwanger. Die Eltern entdeckten dies Unglück bald, und glaubten wegen dieser Schande zu vergehen; aber die Maasregeln, welche sie nahmen, waren eben so schimpflich. Einsmals an einem Nachmittag sasen die beiden Eltern zusammen, sie hatten sich eingeschlossen, und hielten Rath mit einander. Gegen fünf Uhr wurde ich hinein gerufen, der Vatter war nun allein und hatte eine Flasche Burgunderwein vor sich stehen nebst zweien Gläsern; er war gar freundlich; stund auf, nahm mich bei der Hand und führte mich neben sich auf einen Stuhl. Herr

Heimburg, fieng er an, sie sind nun schon lange bei mir, sie haben mir treu gedient, und nun möchte ich sie auch gern glücklich machen, jezt bietet sich eine Gelegenheit dazu dar; damit schenkte er mir Wein ein und ersuchte mich mit ihm zu trinken. So vertraulich war er noch nie gewesen, ich wunderte mich darüber, und glaubte fast meine Leiden seien zu Ende, ich trank ein Gläsgen, weigerte mich aber mehr zu trinken, weil ich nie den Wein geliebt habe. So sehr mich mein Beamter nöthigte, so wenig lies ich mich überreden, und da ich sahe, daß er darüber betretten wurde, so wurde er mir mit seinen Glücksanträgen verdächtig, und ich fieng an, auf meiner Hut zu seyn. Doch wollte er seinen Plan nicht aufgeben, er fieng an von seiner Tochter und von ihrem Unglück zu reden, ja, sagte er, wenn sich jemand fände, der sie heirathete, ich wollte ihm zwanzig Tausend Gulden sogleich baar voraus geben. Der Schreiber hatte

sich davon gemacht, so bald als die Schwangerschaft sich zeigte, der war allso nicht mehr zu haben.

Jezt verstund ich, was Vollenberg wollte, ich sollte für Geld sein Mägdchen ehrlich, und mich lebenslang unglücklich machen. Nun fühlte ich aber in meiner Seele nicht die mindeste Pflicht, diesen Antrag anzunehmen, im Gegentheil war es meine Pflicht, es nicht zu thun. Feierlich und ernst fieng ich an, nachdem ich ihn ganz verstanden und er mir den Antrag ganz deutlich gemacht hatte: Herr Vollenberg, ich bin der Sohn eines rechtschaffenen Mannes, von gutem ehrlichen Herkommen, aber ohne Vermögen. Mein Vatter war nie zwanzig Tausend Gulden reich, ich habe nichts als meine Kenntnisse und ein gutes Gewissen vor Gott und Menschen, und noch dazu einen guten ehrlichen Namen; diese meine Lage ist mir lieber als jede andere in der Welt, und ich werde allen Fleis anwenden, daß ich

ja keinen Schritt thue, der mich reuen könnte; eine Person zu heirathen, die schon einem andern ihr Herz geschenkt hat, ja dessen Frau sie wirklich in den Augen Gottes ist, das wäre eine ehebrecherische Sünde, dafür mich Gott bewahren wird; und überdem schicken wir uns auf keinerlei Weise zusammen. Sparen sie allso alle nur mögliche Mühe, denn in diesem Stück bin ich ganz unüberwindlich. Sie wissen, wie treulich ich ihnen gedienet habe, und daß ich niemals in billigen Dingen ihnen zuwider war, in solchem Fall aber bin ich ein Mann, der seine Würde kennt, und sich auf die entfernteste Weise nicht zu Niederträchtigkeiten versteht, die alles Gold der Welt nicht adeln kan.

Vollenberg, der keinen Seelenadel kannte, und glaubte, es sei alles mit Geld auszurichten, weil er noch keine Erfahrung vom Gegentheil hatte, gerieth in eine solche Schaam, daß er bis an die Ohren roth wurde; er wußte nicht, was er

sagen sollte, denn er war bestürzt und verwirrt, und auch nicht schlau genug, sich sogleich herauszuhelfen; er schwieg eine Weile, sah vor sich nieder, und ich schwieg auch. Endlich stund er auf und sagte zornig, nun so will ich sie auch nicht lange bitten, ich meinte es gut mit ihnen; jezt können sie denn auch sehen, wie es ihnen noch in der Welt gehen wird. Gut! antwortete ich: entlassen sie mich nur dieses mir widrigen Gesuchs, und erlauben sie mir nur, meine Geschäfte, wie bisher, ruhig fortzusezen. Nun so gehen sie denn an ihre Arbeit, sezte er noch schnaubend hinzu, und ich stand auf und folgte seinem Befehl. Als ich in der Einsamkeit war, so machte ich meine Anmerkungen über meine Umstände, ich wäre gern aus diesem Dienste gegangen, wenn ich hätte wissen an Brod zu kommen. In meinem Vaterlande wars unmöglich: denn dort hatte ich unschuldiger Weise allen Kredit verloren, und anderwärts war auch keine Hof-

nung dazu, besonders weil ich da auf dem Lande lag, und niemand etwas von mir wuste; auch hütete sich Vollenberg gar sehr, rühmlich von mir zu reden, oder mich zu empfehlen: denn er konnte mich herrlich brauchen, und er wuste gar wohl, was er an mir hatte. Ich wuste allso nicht wohin, auch glaubte ich, es sei meine Schuldigkeit, so lange auszuhalten, bis mir die Vorsehung einen Ausweg zeigen würde. Ich spürte nun auch die Wirkungen des Korbs, den ich meinem Herrn gegeben hatte, ich wurde nachläsiger behandelt, wie vorher, und ich hatte sehr vieles zu leiden. Aber der Schlag, der mich jezt erwartete, übertraf alle Leiden, die ich noch bis dahin erfahren hatte.

An einem Morgen kam ein Bedienter auf die Schreibstube und rief mich schleunig zum Herrn Vollenberg, mir ahndete nichts Gutes. Ich gieng hin, und fand ihn, seine Frau und die schwangere Tochter beisammen. Mit einer Miene, die Erstau-

nen und Grimm anzeigte, redete er mich so an: Nun, du Erzheuchler! ist denn doch deine Schande einmal an den Tag kommen, du hast mein Kind geschwängert, sie überredet, die That auf den armen Schreiber zu wälzen, und den hast du aus dem Wege gebracht und fortgeschaft — O das ist abscheulich! abscheulich! du stellest einen Christen, einen Mann von Ehre vor, lügst also allen Menschen ins Angesicht. — Du hast mein Haus geschändet, jezt nimm auch die Schande wieder weg, oder du sollst dein Elend nicht übersehen können; das schwöre ich dir hier bei meinem grauen Kopf. Auch die Frau Räthin that noch ihr Scherflein dazu, indem sie sagte: Pfuy, Herr Heimburg! wie konnten sie mein armes Kind so verführen, das hätte ich nimmermehr hinter ihnen gesucht, ich hätte Häuser auf sie gebaut, machen sie nun auch ihre Sache wieder gut. Die Tochter saß während der Zeit da mit niedergeschlagenem und dickgeweintem Gesicht.

sicht. Und ich, ich war fast wie Loths Weib über dieser greulichen Bosheit zur Salzsäule geworden. Ich wußte nicht, was ich sagen oder denken sollte, mein Blut kochte; aber das half nichts, alle drei waren von meiner Unschuld überzeugt, mithin half auch kein Entschuldigen; doch wagte ich einen Versuch. Ich trat dem Mägdchen unter die Augen, sah sie scharf an und fragte: Können Sie das, was Sie da gegen mich zeugen, auch vor dem Gericht Gottes behaupten? Können Sie in ihrer lezten Todesstunde, die Sie leicht in kurzem überraschen kan, können Sie da froh abscheiden und sagen: Zeimburg ist Vatter meines Kindes. Ich merkte, daß sie blaß wurde und zitterte; und doch war die Ueberredung ihrer Eltern, vielleicht auch ein wichtiges Versprechen oder Geschenk von ihnen, und endlich auch das Verlangen, mich zu bekommen und dadurch ihre Ehre wieder zu erlangen, alles dies war zu stark und zu reizend für sie,

sie faßte sich wieder, und sagte mir kühn und keck unter die Augen: ich sei der Mann, der sie entehrt habe, und ich sollte sie jezt nun auch heirathen, oder sie würde vor der Obrigkeit wider mich zeugen. Ja, fiel der Alte wieder ein, zum Eid lassen wir es nicht kommen, denn ich weiß wohl, daß ein Mann von eurem Schlag sich wenig aus einem Eide macht, und da wäre mein armes Kind verlohren. Nein, so gehts nicht, gestehen sie mir im Augenblick, daß sie Vatter von der Leibesfrucht meiner Tochter sind. Herr Vollenberg! fieng ich an, Sie haben ihren Plan sehr weislich und pfiffig ausgedacht, wie's aber nun mit der Ausführung gehen wird, das muß die Zeit lehren; ich kan freilich meine Unschuld nicht beweisen, ich bin zu schwach gegen Sie und muß also die Schande tragen; aber das schwöre ich Ihnen vor Gott dem Allmächtigen, unter dessen Gewalt wir alle stehen, daß ich Ihre Tochter in Ewigkeit nicht heirathe, und daß mich keine Ge-

walt zwingen wird, mich mit einer Person zu verbinden, die frech genug ist, so etwas zu behaupten. Dies sagte ich mit einer solchen Freudigkeit, daß sie alle drei die Augen niederschlugen, und vielleicht in dem Augenblick empfanden, daß der Glanz der Wahrheit gegen alle Gewalt unüberwindlich sei.

Gehen sie denn an ihre Arbeit, fuhr er fort, und hüten sie sich, daß sie mir keine fernere Schwierigkeiten machen, ich werde sie wohl lehren, was sie thun sollen, und wenn sie noch hundert Eide schwüren.

In dieser Lage empfand ich oft eine unaussprechliche Angst, ich wuste mir nicht zu rathen und zu helfen, weglaufen durfte ich nicht, ich konnte aber auch nicht, denn ich wurde Tag und Nacht streng bewacht. Doch das war sehr unnöthig, durch mein Weglaufen hätte ich mich ja eben so verdächtig gemacht, als der entwichene Schreiber, meine Ehre erforderte allso, in diesem Ofen des Elends auszuhalten und

alles zu erwarten. Dieser traurige Zustand dauerte etliche Tage, als auf einmal an einem Morgen früh ein Lärm entstand, die älteste Mamsell sei fort, die Eltern kamen fast betäubt aus ihrem Schlafzimmer und lamentirten. Sogleich wurden reitende Boten überall ausgesandt, um sie wieder einzuholen, und ich mußte mich vor den Augen des Hausgesindes schändlich ausschelten lassen, daß ich Schuld an allem sei, ich hätte sie geschwängert, nur läugnete ich die That, darum sei nun das arme Kind desperat geworden und fortgelaufen, ja ich hätte den armen Schreiber auch durch meine List unglücklich gemacht und in Verdacht gebracht u. s. w. Da ich nun wuste, daß hier keine Wiederlegung half, so schwieg ich still und trug meine Schmach geduldig. Indessen bethete ich beständig zu Gott und flehete ihn an, um Hülfe und Beistand in diesen grosen Nöthen.

Was ich sechs Wochen lang durch

Schmähworte und allerhand Behandlungen erfahren habe, das läßt sich nicht genug sagen; oft fehlte es nicht viel, daß ich nicht nach C . . . wäre ausgeliefert worden, denn ich erfuhr insgeheim von einem getreuen und braven Schreiber, der mir geneigt war und meine Unschuld wohl einsah, daß ich allenthalben mit äuserstem Abscheu genannt, und meiner nur mit Fluch und Vermaledeiung gedacht würde.

Endlich gefiel es Gott, mich aus meiner Noth wunderbar zu erretten, er ist gerecht, und hilft, wenn das Elend am grösten ist, ja er weis Auswege, wo kein Mensch einen ausdenken kan. Unsere schwangere Jungfer war heimlich zu einem benachbarten katholischen Geistlichen geflohen, dem hatte sie entdeckt, daß sie wünsche, katholisch und in ein Kloster aufgenommen zu werden. Dieser hatte sie auf eine sichere Art nach Kölln ins Ursulinerkloster geschickt, wo sie auch willig aufgenommen worden. Indessen hatte das gute

Kind meinetwegen schwere Gewissensangst, sie entdeckte sich der Vorsteherin, und begehrte, daß mir möchte geholfen werden: es wurden zu dem Ende zween rechtschaffene Geistliche, zween bürgerliche Zeugen, und ein Notarius gefordert, welche ein Instrument entwarfen, in welchem die Schwangere die ganze Geschichte mit dem Schreiber, hernach auch das Unrecht, welches mir ihre Eltern angethan und wie sie sie beredet hätten, mich für den Thäter anzugeben, erzählte. Dies Instrument wurde abgeschrieben, das Original nebst einem Schreiben von dem Beichtvatter der Schwangeren an die Landesregierung zu C... abgeschickt, mir aber schrieb auch dieser Geistliche, und legte mir eine Copie von obigem Instrument bei. Ich empfieng diesen Brief mit tiefer Demüthigung vor Gott. Mein Herr Vollenberg wuste noch von allem nichts, ich stund bei mir an, ob ich ihm etwas sagen sollte; allein ich fand endlich für gut, zu schweigen und

den Ausgang der Sachen Gott zu überlassen; es dauerte nun nicht lange, so erfolgte dieser Ausgang. Herr Vollenberg bekam einen Befehl von der Regierung, nach C . . . zu kommen und mich mitzubringen. Wenn man kein gutes Gewissen hat, so ängstet man sich leicht, ihm ahndete nichts Gutes, er spannte gelinde Saiten auf, fieng an demüthig mit mir zu reden, er zog mich nun wieder an seine Tafel, erwies mir alle ersinnliche Freundschaft, auch seine Frau war aus der Masen betrübt. Sie gestunden mir nun freiwillig, daß sie, um die Ehre ihrer Tochter zu retten, und sie durch mich glücklich zu machen, alle diese Künste angewendet hätten, und nun baten sie mich, wenn etwa diese Sache nach der Strenge untersucht würde und es nun auf mich ankäme, daß ich sie doch nicht unglücklich machen möchte. Ich antwortete ihnen, wenn es auf mich ankommen würde, so verziehe ich ihnen von Herzen, besonders weil ich wohl erkannte,

daß mir alle Leiden, die ich bei ihnen erduldet hätte, sehr heilsam gewesen wären.

Nun erscholl das Gerücht überall, daß die schwangere Jungfer Vollenberg nach Kölln geflüchtet und Katholisch geworden, zugleich auch, daß ich unschuldig sei; sogar vergröserte das Gerücht noch vieles in der Sache, meine Ehre wurde unter dem gemeinen Volk aufs Beste gerettet, hingegen der Rath Vollenberg und seine Frau verflucht und verwünscht. Endlich erschien der Tag unserer Abreise nach C... Nie habe ich einen Menschen zaghafter gesehen als meinen Beamten, es fehlte nicht viel daran, daß er sich Galgen und Rad vorstellte, er verlies seine Leute zu Haus in einer Art von Verzweiflung und reiste mit mir fort. Wir musten beide vor der Regierung erscheinen, dort wurde ihm das Köllnische Instrument von Wort zu Wort vorgelesen, ihm darauf eine vollkommene Cassation angedeutet, und ich wurde gefragt, was ich zur Genugthuung von ihm

verlangte? ich antwortete: eine vollkommene Erklärung meiner Unschuld sei alles, was ich verlange, nichts anders wäre im Stande, mir meine Ehre zu ersezen, daher wollte ich nichts mehr, als daß Herr Vollenberg hier in Gegenwart des hohen Regierungskollegiums bekenne, daß alles, was in dem Instrument enthalten, die Wahrheit, und ich vollkommen unschuldig sei. Das böse Gewissen dieses Mannes hatte ihn so betäubt, daß er an kein Läugnen dachte: denn der Präsident fehlte wirklich darin, daß er den Beamten cassirte, ohne seine Verantwortung zu hören, es ist aber bekannt, wie hizig er in Ausübung der Gerechtigkeit ist. Hätte sich Vollenberg auf die Hinterbeine gestellt, so hätte er dem Präsidenten etwas können zu schaffen machen; aber das that er nicht, er vergoß Thränen, gestand alles, bat seinen Landesherrn, das ganze hohe Regierungskollegium, und mich um Vergebung, und dankte für die gnädige Strafe. Wir

reisten allso zurück, und da Vollenberg ein reicher Mann ist, so geht ihm weiter nichts ab, als die Ehre, ein rechtschaffener Mann geblieben zu seyn. Ichsuchte in C . . . Dienste, fand aber nicht nur alle Stellen besezt, sondern auch noch so viele Expectanten, daß ich mirs vergehen lies, ferner in C . . . zu warten. Indessen hatte mich Herr Vollenberg verlassen, und ich glaubte, er sei schon wieder nach Hause, allein den Abend kam ein Mann mit einem Röllgen von 100 alten Louisd'or nebst folgendem versiegelten Billet.

„Ich weis, mein lieber Herr Heimburg! daß Sie nicht länger bei mir bleiben können und allso andere Dienste suchen müssen; ich weis auch, daß Sie kein Geld zum Ersaz ihrer Ehre annehmen, in dieser Rücksicht schicke ich Ihnen auch beigehendes Päckgen nicht, sondern da Sie durch mich ausser Dienst und allso auch ausser Brod gesezt sind, so erachte ichs meine Schuldigkeit zu seyn,

„Ihnen dadurch so lange Unterhaltung zu
„verschaffen, bis Sie wieder versorgt sind.
„Wenn Sie es gutwillig annehmen, so
„ist mein Gewissen wegen Ihrer beruhigt,
„darum ersuche ich sie ernstlich, Ihre Ehr=
„liebe nicht zu weit zu treiben, und die=
„sen Ihren rückständigen wohlverdienten
„Lohn von mir anzunehmen. Ich ver=
„bleibe ohne Aufhören Ihr

bereitwilliger
Vollenberg.

Diese edle Handlung rührte mich so, daß ich Thränen vergoß und dem guten Mann von Grund meiner Seele alles verziehe. Der Ueberbringer wartete noch, ich wollte mit ihm gehen, um Vollenberg meine Dankbarkeit zu bezeugen, aber er war schon fort; ich schrieb ihm allso recht höflich, und dankte ihm aufs verbindlichste für seine Güte. Nun nahm ich mir vor, an den Sch...n Hof zu gehen, weil da ein Bekannter von mir in Diensten stund, ich schrieb ihm von E... aus, und be=

kam Antwort, daß ich ihm willkommen seyn und er mich versorgen würde. Ich machte mich allso auf den Weg und kam hier in dies Dorf, wo ich über Nacht bleiben muste. Nun traf sichs, daß just ein Sch . . r Rath hier war, ein Mann, der allgemein für einen rechtschaffenen und grossen Gelehrten bekannt ist; diesem sagte ich, daß ich auf Anrathen des Herrn . . . . Willens sei, an seinen Hof zu reisen; allein dieser Herr erzählte mir so viel von meinem vermeintlichen Freund, von seiner Lage und von der Beschaffenheit des Hofes selbsten, daß mir alle Lust vergieng, dorthin zu reisen; ich hielte das für einen Wink der Vorsehung und blieb allso hier, um zu erwarten, was sie denn nun ferner über mich verhängen würde. Ich habe mich hier bei hübschen Bauersleuten eingemiethet und gehe bei dem Pfarrer in die Kost, dem ich Kostgeld bezahle. Ew. Durchlaucht verzeihen meine langweilige Erzählung. Dafür danke ich Ihnen, ant-

wortete die Fürstin, und jezt haben allso Ihre bisherigen Prüfungen ein Ende. Sie sind durch mich unglücklich geworden, durch mich sollen Sie nun auch desto glücklicher werden, ich habe dem Fürsten schon oft unsere Geschichte erzählt, er wünschte immer ihren Aufenthalt zu wissen, um Ihnen helfen zu können. Fassen sie allso Muth, Sie fahren morgen mit uns in meinem Wagen nach Rheinau, bleiben einige Tage bei dem Kammerrath Ehrenfried, mitlerweile wird so für sie gesorgt werden, daß Sie zufrieden und getröstet seyn können.

Während diesem Gespräche waren die Spazierenden immer vorwärts gegangen, und Theodore hatte stillschweigend und mit Fleis den Gang auf den Blumenhof zu geleitet, so daß sie da diese herrliche paradiesische Wohnung vor sich sahen, als Dultmann oder nunmehr Heimburg seine Erzählung geendiget hatte. Die Fürstin stuzte und fragte, wo sind wir? Zu Haus, Ihro Durchlaucht! antwortete Theodore,

das ist unser Gut, wo der alte ehrwürdige Osterfeld Verwalter ist und wo sich mein Vatter jezt aufhält. Jezt erkannte sich auch erst Clementine, denn sie war ja schon ehemals als Bauernmägdchen da gewesen. Der Fürstin war dieser Spaziergang und Ueberraschung gar recht, sie drückte Theodoren die Hand und sagte: ich danke dir Mägdchen, daß du mich daher geführet hast. Heimburg konnte nicht ablassen, Thränen über sein Glück zu vergiesen, er küßte der Fürstin die Hand mit innigster Rührung, und versprach, sein ganzes Leben und alle seine Kräfte zum Besten eines so vortreflichen Fürstenpaares zu verwenden.

Dietrich von der Linden war eben vom Handel zurück gekommen, denn seinen Kornhandel sezte er noch immer fort. Er hatte sich so eben ausgezogen, stund nun an seinem Fenster und schauete so fürbaß die Wiese herab, und rauchte seine Pfeife Knaster, als er da drei verneh-

me Frauenzimmer und einen Herrn kommen sah; noch kannte er keine, nach und nach aber bemerkte er seine Tochter, dann Clementinen, die andern beiden aber kannte er nicht. Denk, Frau! fieng er an, da kommt meine Tochter Kammeräthin und Jungfer Clementine und noch ein Weibsbild, die kenne ich aber noch nicht; die vornehmen Leute haben aber viele Freunde, es mag wohl so eine von den Kostgängern seyn, es geht alles seinen Gang, und der Kerl da ist doch wohl nicht gar mein Hans Jakob, oder er müßte sich verändert haben, nein, er ists nicht, jezt seh' ichs. Die Frau von der Linden machte sich nun etwas flink und eilte geschwind mit ihrem Mann heraus, um die Freunde zu empfangen. Osterfeld hatte sie auch bemerkt, der war schon in seinem Schlafrock und weisen baumwollenen Kappe etwas weiter voraus; aber er stund da am Baum, hielt die Kappe in der Hand und war erstaunt. Dietrich hielt die Pfeife in

der Hand und guckte den Osterfeld mit aufgesperrtem Maule an. Jezt waren die Frauenzimmer da, Dietrich eilte auf seine Tochter zu, um sie zu bewillkommen, fuhr aber wieder zurück und stellte sich, die Kappe und Pfeife in der Hand, neben Herr Osterfeld, und die Frau von der Linden stellte sich hinter die Männer und faltete die Hände vor dem Bauch. Die Fürstin konnte sich des lauten Lachens nicht enthalten. Theodore, Clementine und Heimburg musten ebenfalls herzlich lachen, denn die drei stunden da wie Knaben vor dem Schulmeister, doch ermannte sich Osterfeld am ersten, es war ihm nichts ungewohntes mit fürstlichen Personen umzugehen, nur war ihm diese Ueberraschung allzu unbegreiflich und unerwartet, er trat allso hervor und sagte: Gnädigste Frau! wir werden Verzeihung erhalten, daß wir so unbereitet vor Ew. Hochfürstl. Durchl. erscheinen, denn wir wusten von dieser ausserordentlichen Gnade

nichts und durften sie uns auch nicht träumen lassen. Welcher ist denn dein Vater, Kammeräthin! fragte die Fürstin? Theodore umarmte und küßte ihn, und mit Thränen sagte sie: sehen Ew. Durchlaucht den ehrlichen Mann hier in Gnaden an, dessen Tochter so unermeßlich glücklich ist, der besten Fürstin zu gefallen. Die Fürstin trat vor den Alten hin, lächelte ihn an und sagte: Ich danke ihm, mein Freund! daß er mir eine so herzensliebe Theodore gezeugt hat, ich danke ihm herzlich, wenn es ihm Freude macht, daß ich seine Tochter liebe, so freue er sich nun so sehr er kan, und weis er was, heut diese Nacht wollen wir bei ihm herbergen, seine Frau und meine Theodore, und meine Clementine und und — ich — wollen uns selber kochen. Niemals hatte Dietrich mit einer Fürstin geredet, er hatte auch gar keinen Begriff davon, daß ihn eine Fürstin besuchen oder mit ihm reden könnte. Er verstummte, sagte kein

Wort, aber die Freudenthränen liefen ihm die Wangen herab, endlich fieng er an: Nun sei doch Gott im Himmel gelobt, daß ich einmal meine Landesmutter beherbergen soll, ich Esel wollte meine Kinder nicht vornehm haben, ja — da gehts doch seinen Gang, Gott sei Dank, daß sie vornehm geworden, da schaffen sie mir nun die Freude, die nicht auszusprechen ist. Ach Mägdchen! er weinte laut und fiel Theodoren um den Hals, o goldiges Mägdchen! Gott lohne dir, wie machst du deinen armen Vatter so glücklich! — Ja ich bin reich; aber könnte ich jezt mein halbes Vermögen in das verwandeln, was meiner Fürstin das beste Vergnügen macht, ich thäts bei Gott. Diese Worte trieben der Fürstin die hellen Thränen aus den Augen, sie drückte ihm die Hand und sagte: Vatter! kommt mit uns ins Haus, ich will euch sagen, was uns Freude macht.

Die Fürstin, Theodore, Clementine und Heimburg giengen nun ins Haus.

Osterfeld, ders verstunde mit vornehmen Leuten umzugehen, erhub sich selbst zur Würde eines Haushofmeisters, Dietrich aber wollte Kassirer seyn: denn die Ehre, seine Fürstin auf seine Kosten zu bewirthen, wollte er sich nicht nehmen lassen; er nahm daher Theodoren und Osterfeld allein, und bat sie, alles zu fordern, was zum Wohlstand gehörte, damit er sich nicht schämen dürfte. Diese Bitte wurde ihm ohne Anstand gewähret.

Ein schöner Sommerabend auf einem einsamen Bauernhof, und besonders auf dem paradiesischen Blumenhof, ist für gefühlvolle Seelen etwas herzerhebendes. Die heilige Stille der Natur, die Fülle ihrer Reichthümer, Sonne, Himmel, Erde, die reinere Luft, alles das zusammen genommen, würkt unwiderstehlich auf ein der Empfindung des Schönen und Guten offen stehendes Herz, und stimmt es zur Harmonie mit der ewigen Liebe und Güte. Der Stadtbewohner, und beson-

ders der Hofmann ist an Kunst, an Gewühl der Menschen, an Form ohne Wesen gewöhnt, und hier kenne ich meine Leute. Hat der Hof- und Stadtton, der dort gewöhnliche Würkungskreis, in einem menschlichen Geist das Bürgerrecht erlangt, wirds einem im Genuß der freien Natur weh, hat er dort Langeweile, nun so gehe er immerhin wieder in seinen Stadtzirkel; lange wird der Leidende vor seinen Augen herumstöhnen und seufzen, ohne ein Tröpflein Kühlendes auf seine lechzende Zunge von ihm zu bekommen.

Dieser Abend war vorzüglich schön. Das Zimmer, in welchem die Fürstin mit ihren Freundinnen logierte, hatte alle seine Fenster gegen Morgen, unter demselben war der ländliche Garten, dann eine grose Flur mit Rübsaat, die just in ihrer prachtvollen gelben Blüthe stund, dahinter lag eine breite Wiese mit einem starken silberhellen Bach, voller Forellen, an welchem jezt gerad etliche Knechte

auf und ab giengen, um auf die Abendtafel etliche zum Blausieden zu fangen. Dann stieg im Goldglanz der untergehenden Sonne eine mäsige Waldseite in die Höhe, über welcher ein graues mit Gold verbrämtes Wolkengebirge ruhte. Theodore und Clementine standen am Fenster, die Fürstin mitten zwischen ihnen, und schloß in jeden Arm eine ihrer Freundinnen; alle drei ergözten sich an der herrlichen Aussicht, heilige Stille ruhte über ihren Seelen, und ihre Worte waren einzelne Ausbrüche des Wohlgefallens; gerne hätte die Fürstin nach der Wiese hin und den Wald hinauf gewandert, wenn nicht ihr müder Fus der Ruhe bedurft hätte. Indessen stieg der Schatten den Berg hinauf, und Kühlung wehte von Morgen her.

Indessen hielt sich Zeimburg bei Osterfeld auf, ihre Gemüther und ähnlicher Beruf stimmten sie zur Harmonie der Geister, sie veranstalteten alles zusammen, und waren die erste Viertelstunde Freunde.

Als es nun anfieng dämmernd zu werden, so schlich ein alter, mehr als sechzigjähriger Mann herzu, er hatte einen alten zerrissenen braunen Rock an, sein Silberhaar guckte an verschiedenen Orten durch den verblichenen durchlöcherten Hut, und hieng verworren um seinen hageren verfallenen Kopf, sein Bart, der nur sehr selten konnte geschoren werden, weil seine Heller so weit nicht reichten, stund halb Fingers lang um den Kinn, und an seiner Seite hieng ein leinener beschmuzter Brodsack. Kümmerlich und gebückt stund er an der Thür, und hielt zaghaft, abschlägiger Antwort gewohnt, um eine Nachtherberge an. Osterfeld war nicht gewohnt, einen solchen Gegenstand des Mitleidens abzuweisen, Dietrich eben so wenig, sie stunden beide an der Thür als er kam, und sagten ihm die Herberge zu. Nun trat der arme Alte mühselig herein, Dietrich holte ihm einen Stuhl und sezte ihn an die Thür in die angenehme Abendluft. Während

der Zeit gefiel es der Fürstin im Baum=hof herumzuwandeln, sie gieng in Be=gleitung ihrer Freundinnen herunter, und fand den Bettelmann an der Thüre sizen. Ein solcher Anblick durchdrung ihr Herz de=sto heftiger, da sie dessen weniger gewohnt war; sie stellte sich vor ihn, der gute Al=te kannte sie nicht, doch bewog ihn ihr vornehmes Ansehn aufzustehn und seinen Hut abzuziehn. Lieber Alter! fieng die Fürstin an, sezt euch, ihr seid müde, die Tage müssen euch sauer werden, sezt euch! indessen griff sie in den Sack, um ihm ein Allmosen zu geben, auch die beiden an=dern Frauenzimmer suchten Geld für ihn. Ey, fieng Clementine an, ich laß mir so gern die armen Leute ihre Lebensgeschichte erzählen, es liegt immer so viel Lehrrei=ches darinnen, wollen wir den armen Mann nicht bitten, daß er uns die seini=ge erzählt? Mir ists recht, sagte die Für=stin, da wirds was zu weinen geben. Heimburg, der nicht weit davon stund,

holte Stühle für die Damen, und die beiden Alten stellten sich nun nebst ihm in einiger Entfernung hinter sie. Nun guter Alter! sagte Theodore, erzählt uns doch euere Lebensgeschichte, es muß euch wunderlich um den Kopf gegangen seyn. Der Alte, welcher gebückt sas, richtete mit Würde sein Haupt auf, schaute um sich, und sagte in schönem Deutsch, und mit gewohnter Zunge: meine Lebensgeschichte gehört für die Ewigkeit — dort wo mein Geist ein entrolltes Buch seyn wird, da wird jeder Selige in demselben erstaunliche Wunder der Vorsehung lesen.

Alle Zuhörer guckten sich an, die Worte schienen ihnen ein hohes Orakel zu seyn, Der Ton und die Würde womit der Mann sprach, machte sie etwas sonderbares ahnden, besonders Heimburg wurde blaß von Schrecken und Verwunderung, die Stimme und der Ton, der Accent und alles kam ihm bekannt vor, doch konnte er sich auf nichts besinnen. Die Fürstin

war aber nun noch neugieriger geworden; sie antwortete: warum soll euer Lebenslauf erst in der Ewigkeit bekannt werden, warum nicht schon hier? Ihr könntet vielleicht durch die Erzählung uns erbauen, und euch euer Elend lindern. Mein Leben, versezte der Alte, war glänzender, als Sie mich da sehen, ich war von jeher gerecht und suchte mich eines frommen christlichen Wandels zu befleisigen, und doch verdiene ich mein jeziges Elend, ich wills dulten, willig tragen, und mich auf jene Welt freuen. Jezt stürzte Heimburg herzu, bückte sich über den Alten hin, und rief: ich beschwöre euch bei Gottes Barmherzigkeit Alter! sagt mir, wer ihr seid. Gott sei mir gnädig! schrie der arme Mann, das ist ja mein Sohn leibhaftig, wer hat dich von den Toden zurückgerufen? Ja, ja, stöhnte Heimburg mit seelzagenden Seufzern, ich bin Hofrath Heimburgs Sohn, aber mein Geist fährt mir aus, über Ihr Elend; auch ich glaubte Sie tod. Güti-

ger Gott! welch Schicksal über uns, jezt hiengen beide zusammen und weinten stumm. Die Fürstin und beide Frauenzimmer waren erstarrt über diesen Zufall, nach und nach verwandelte sich ihre Verwunderung ebenfalls in Thränen. Während der Zeit war der Ausfluß der Zärtlichkeit in den Herzen des Vatters und Sohns verbraust, der junge Heimburg riß sich los, und in dem Kummer über seines Vatters Zustand sprung er herum, wuste sich nicht zu lassen, kam endlich und kniete vor der Fürstin nieder, küßte ihr die Hand mit Thränen und sagte: Ach, gnädigste Frau! (hier fuhr der Hofrath auf) erbarmen Sie sich über meinen Vatter! Das will ich, Heimburg! rief die vortreffliche Dame, das will ich, nicht ohne Ursache hat die Vorsehung den würdigen Bettler daher geführt. Der Hofrath erkannte nun erst die Fürstin. Ihro Durchlaucht! fieng er an: ich will keine Gnade, verlange keine, zum Theil habe

ich mir diesen mühseligen Stand selber gewählt, aus einer Ursache, die ich Ew. Durchlaucht erzählen will, wenn Sie's gnädigst erlauben wollen. Der Sohn rief, fast tobend, Gott! nur erst aus den Bettlerskleidern! erst aus dem thränenwürdigsten Elend! und dann erzählen Sie! — Der Hofrath stund mit Würde da; Sohn! fieng er an: ob den rechtschaffenen Mann, den Christen, Lumpen oder Sammet decken, das benimmt ihm, das giebt ihm nichts, ich bin ein Rechtsgelehrter, ich weiß, daß Christus Erlöser der Menschen ist, aber ich muß restituiren, so viel ich kann, ich habe eine Familie unglücklich gemacht, nicht mit Willen aber durch Nachläßigkeit, Gott! Gott! deren wir Rechtsgelehrten uns so oft schuldig machen, ich brachte die arme Familie an den Bettelstab, ich erfuhrs, verkaufte alles was ich hatte, ersezte, aber es reichte lange nicht zu, noch sind sie im Kummer, ich kan nichts mehr in der Welt besizen,

bis die armen Leute ganz ersezt haben, was ihnen durch meine Versäumnis verlohren gegangen ist; gebt mir Kleider, gebt mir Brod! sogleich werde ich mich den vorsichtigsten Luchsaugen entschleichen, Kleid und Brod dem Greis bringen, der durch meine Schuld darnach lechzt.

Was für Empfindungen dies seltene Beispiel der Gerechtigkeit in den Gemüthern der Zuhörer hervorbrachte, das läst sich mit keiner Feder beschreiben. Die Fürstin sprang auf, gieng herum, schlug die Hände zusammen, gütiger Gott! rief sie, das geht einem durch Mark und Bein. Aber Herr Hofrath! jezt muß ich die ganze Geschichte haarklein wissen, es ahndet mir, daß sie ihre Bettlerskleider nicht ausziehen werden, bis auf andre Art geholfen ist, wir wollen sehen, wie wir das können, last uns alle wieder sizen, sezen sie sich auch Herr Hofrath! und nun erbitte ich mirs zur Freundschaft, daß sie uns umständlich erzählen, wie sie in die

Umstände gerathen sind. Der alte Heimburg antwortete: Ich gestehe aufrichtig, Ew. Durchlaucht legen mir ein schweres, und fast nicht zu erfüllendes Gebot auf; allein ich gehorche — ich gehorche um so viel lieber, da ich weiß daß die Erzählung, einen Entschluß in mir rege macht, der meine Restitution vergrösern kann. Ich war Hofrath, und in Diensten an dem Regierungskollegio Dero hochseligen Herrn Vatters. Von der Zeit an, als ich in *Jena* die Lizenz in der Rechtsgelehrtheit erlangt hatte, stund mir immer die Wichtigkeit meiner Pflichten vor Augen, ich glaubte ein Rechtsgelehrter müsse ein eben so tugendhafter, eingezogener Mann seyn, als ein rechtschaffener und würdiger Theologe: denn dieser verwaltet die Geheimnisse, die Gott durch sein Wort an die Menschen offenbaret hat, und lehrt sie; der Rechtsgelehrte aber erklärt die Geseze, die eben der Gott durch die Vernunft und die gesezgebende Gewalt den Menschen

gegeben hat. Beide sind allso Amtsverwandten, beide schuldig, durch ein nüchternes, tugendhaftes Leben andern zum Beispiel zu dienen, und ihnen ein untadelhaftes Muster der Nachfolge zu seyn. Soll der Theologe die Moral Jesu Christi beleben, und sein würdiger Nachfolger seyn, so muß der Jurist auch durch die Erfüllung des grosen Spruchs: **Alles was ihr wollt das euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen**, als dem Grundsaz des Naturrechts, getreue Folge leisten. Ich trat meine Dienste an dem Hof Höchstdero Herrn Vatters an, ich heirathete, zeugte gegenwärtigen Sohn, und kurz darauf starb mir meine Frau. Ich muß gestehen, die Verfassung des Hofes, die Ew. Durchlaucht wohl wissen, die Pietisten alle, welche da versammlet waren, und der Hofprediger selber, verursachten einen so ängstlichen und gewissenhaften Ton, welcher fast alle Bedienten einnahm, daß man sich über viele un-

nöthige Kleinigkeiten die grösten Gewissensscrupel machte; hingegen oft wichtige Sachen leichtsinnig und gewissenlos genug versäumte. Diese Gesinnung hatte auf mein ohnehin ängstliches Gemüth eine noch ängstlichere Würkung, ich suchte nun noch mehr die strengste Gerechtigkeit zu erfüllen, und aus allzuzartem Gefühl des Rechts oft weiter zu gehen, als es die Gerechtigkeit erfordert. Der Tod meiner seligen Frauen trug noch vieles dazu bei: denn da sie sehr fromm war, so war mein einziger Wunsch mich in der Ewigkeit wieder mit ihr zu vereinigen; nun glaubte ich, ich könnte nicht selig werden, wenn ich nicht in allen Stücken die gröste Treue und den grösten Gehorsam gegen die Gebote Gottes ausübte. Ich gestehe, daß das Verlangen, zu meiner Frau zu kommen, um sehr vieles meinen herzlichen Wunsch, selig zu werden, vergröserte. Indessen hatte ich doch keinen Umgang mit unsern Pietisten am Hof, denn sie thaten vieles, das mir nicht gefiel.

Ich erzog meinen Sohn so gut ich konnte, lies ihn studiren, und ich fand zu meinem Vergnügen, daß er ein rechtschaffener guter Mensch wurde. So lebte ich lange Jahre ruhig fort, Ew. Durchlaucht wissen wie ich mich aufgeführt habe. Nun giengen die bekannten Veränderungen im Vatterlande vor, und mein Sohn war abwesend. In der Zeit war ein wichtger Rechtsstreit bei der Regierung anhängig. Ein armer Bauer besas ein hübsches Gut von seinen Eltern und Voreltern in Erbpacht, es gehörte einer reichen Abtei, welche, ohne recht nachzusehen, ob der Bauer das Gut in einem Erb- oder Temporalbestand hätte, dasselbe an einen reichen Landwirth verkaufte; als nun dieser Käufer das Gut in Besiz nehmen wollte, so sagte der Besizer, er habe es in Erbpfacht; der Käufer behauptete, er müsse den Erbpfachtskontrakt vorzeigen, das konnte aber der arme Bauer nicht, er konnte nur beweisen, daß seines Urgrosvatters Vat-

ter schon auf dem Gut gewohnt, und seine Familie von daher bis auf ihn, das Gut vor eine und die nämliche jährliche Abgabe besessen habe. Dieser Prozeß hatte viele Jahre gedauert, der arme Bauer hatte viele Kosten darauf verwendet, eine Menge Schulden gemacht, und war am Ende doch noch nicht einen Schritt weiter gekommen als im Anfang. Endlich wurde ich Referent in der Sache, und ich gestehe, daß mir damals allerhand Umstände in den Weg kamen, so daß ich mit unglaublichem Leichtsinn darüber weghüpfte. Man ist oft in einer Gemüthslage, wo man die Folgen nicht so genau bedenkt, nicht alles so haargenau abwiegt, kurz ich eilte davon, um, wie ich dachte, dem alten Quark ein Ende zu machen. Noch war der Erbpfachtskontrakt nicht beigebracht, ich entschied zu Gunsten des Käufers, der griff zu, der arme Bauer war matt, er hatte nichts mehr zu prozessen, die Schuldner machten sich nun

auch herbei, verkauften dem armen Mann alles, und so muste er von der Wohnung seiner Vätter ganz leer abziehen und in die weite Welt wandern. Er ist alt und grau, hat noch eine junge Frau, ein Häufgen kleiner Kinder, die kann er nicht erziehen, sie betteln, die Frau arbeitet im Taglohn, und so ernähren sie den Alten kümmerlich, er weint dem Tag der Rache entgegen, und wehe mir dann! Hier stieg die Beklemmung des Herzens dem guten Hofrath bis in die Kehle, er verstummte, und ächzte. Beruhigen sie sich, sagte die Fürstin, wir wollen den Mann mit seiner Familie glücklich machen, wir wollen alles gut machen, erzählen sie nur weiter. Der Hofrath wurde durch dies Versprechen der Fürstin nicht beruhigt, wie man hätte denken sollen, und wie sie selber vermuthete; wehmüthig fuhr er fort:

Ich hörte das Schicksal des armen Bauern, noch schlug mich mein Gewissen nicht, mein Herz pochte nicht in meiner

Brust, ich empfand das Elend des Mannes tief; aber ich empfand es nur als eine nothwendige Folge der Gerechtigkeit, durch welche Gott oftmals seine Kinder züchtiget, nach und nach dachte ich gar nicht mehr daran. Nicht lange nachher traf mich das Schicksal zum Theil selber: Unser Kammerdirektor, der unter der Larve der Heuchelei, in welcher er Mücken säugte und Kameele verschlung, ein Spizbube war, hatte von jeher sich die verworrene Haushaltung des Hofs zu Nuze gemacht, und bei dem Anfang der kaiserlichen Kommission ein Kapital von acht tausend Thaler aus dem Landesfond unterschlagen, man murmelte hin und wieder davon, aber niemand durfte sich an einen Mann wagen, der bei der Kommission alles galt, er traktirte sie, wurde traktirt, und ob er gleich ausser Würksamkeit gesezt wurde, so geschah das doch nur zum Scheine, im Grund dirigirte er alles, unter dem Vorwand, er sei des Lan-

des kundig. Ich muste vieles leiden: denn jeder sahe mich für einen gefährlichen Mann an, der auf alles Acht hätte, und aus dem Weg geräumt werden müste. Nun kam ich ohngefehr über gewisse Rechnungen, aus welchem die Betrügereien des Kammerdirektors augenscheinlich erwiesen werden konnten. Ein gewisser Kammerrath, der auch ehrlich dachte, kam zu mir, brachte sie mir, und bat mich um Beistand. Wir griffen die Sache klug an, und doch scheiterten wir, man machte Gegeneinwendungen, hörte uns nicht, mit einem Worte, man machte uns zu Schanden. Nun kam die Reihe an mich: ich war nicht lange vorher noch bei der Regierung des hochseligen Fürsten in einer wichtigen Kommission auf dem Lande wegen einem Rittergut gebraucht worden, das die Regierung, wegen versäumter Lehnspflichten, einziehen wollte: ich half der armen adelichen Familie nach Recht und Billigkeit, daß sie's behielt. Damals

blieb die Sache so, jezt aber suchte man sie hervor, machte mir den Prozeß und eine Rechnung, daß mein bisgen Habseligkeit nicht zureichte, ich wurde entsezt, verjagt, und ich behielt nichts als ein Kleid auf dem Leibe, und einen Stab in der Hand, und damit mein Unglück vollkommen würde, so bekam ich einen schwarzversiegelten Brief vom Herrn Vollenberg, meinem alten Freund, mein Sohn sei an einem hizigen Fieber gestorben; jezt da er noch lebt, begreife ich gar wohl, warum man das gethan hat. Vollenberg hat sich bestechen lassen, und mir die Nachricht zugeschrieben, damit ich meinen Sohn nicht um Hülfe anflehen, und zu ihm eilen möchte.

Nein, fiel ihm der junge Zeimburg in die Rede, ich glaube vielmehr, es war um Sie nur zu kränken, ich erhielt auch die Nachricht von Ihrem Tod um die nämliche Zeit, man hat nur aus Rache uns unglücklich machen wollen. Und doch, fuhr

der Hofrath fort, müssen noch andere Absichten darunter gesteckt haben, die wir aber nicht mehr untersuchen wollen. Dies schlug mich vollends nieder, betäubt, und fast meiner Sinnen beraubt, taumelte ich nun in meinem Alter fort in die weite Welt, ohne zu wissen, wohin ich gieng. Kam ich des Abends in ein Dörfgen, war ich hungrig, müde und matt, nur ein Paar Gulden hatte ich bei mir; jezt drang mich mein Bedürfnis Obdach zu suchen, und meinen Hunger zu stillen. Indem ich so durch die Strase forttaumelte, so kam ich vor eine armselige Hütte, ich fand da einen alten grauen Mann, dem der Kummer tiefe Trauerfurchen ins Gesicht gegraben hatte. Der Mann kam mir bekannt vor, ich grüste ihn, fragte ihn, wo ich herbergen könnte? er antwortete: hier im Dorfe ist kein Wirthshaus. Ich fuhr fort: lieber Alter! es scheint mir, ihr habt viel in der Welt gelitten, ich auch; ich will bei euch bleiben, ihr habt wohl etwas Stroh

in eurem Haus, ich will euch bezahlen was ich verzehre. Der Alte antwortete, wenn sie verlieb nehmen wollen, sie scheinen mir aber einer solchen Herberge nicht gewohnt zu seyn. Kurz, wir wurden einig, ich blieb da, die Frau brachte mir einen Stuhl und ich sezte mich bei den Alten; er fieng an, mir seine Geschichte zu erzählen; gütiger Gott! wie erschrak ich, er war der Tillmann Groß, der durch meine Schuld ehmals von seinem vätterlichen Erbe war vertrieben worden, ich sahe, wie er die schweren trüben Blicke zum Himmel wie eine Centnerlast emporhob, wie er allen seinen Kummer auf mich wälzte, ohne zu wissen, daß ichs selber war. Währenddder Zeit, daß er erzählte, wars mir, als einem Wanderer im Hagelgewitter, Bliz auf Bliz, Schlag auf Schlag traf mein armes Herz, ich fand Hölle um mich her, nur fehlten noch die drohenden Gestalten alle, mit ihren grinzenden Larvengesichtern, ich staunte, verstummte. Der Alte

erzählte fort, wollte seinen Kummer in mein Herz ausleeren, er thats auch; aber ohne Trost zu erlangen, ich schwieg bis er ausgeredet hatte. Nun stund ich auf, taumelte vor ihn hin, faste ihn an der Hand und sagte: Tillmann! hier seht ihr den Mann, den Hofrath Heimburg, der euch ins Unglück gestürzt hat, ich hab keine Geschenke genommen, vor Geld habe ichs nicht gethan; aber ich bekenne vor Gott und euch, ich gieng zu leichtsinnig drüber weg, jezt kann ich euch nicht mehr helfen, hätte ich noch Vermögen, all gäbe ichs euch, hälf euch und litte selber Hunger; aber ich habe nichts mehr, bin so arm als ihr, verzeiht mir um Gottes Barmherzigkeit willen, ich will gehen, betteln und so meine Sünde büsen, für euch beten, daß euch Gott noch glücklich machen möge. Der Alte hub sich mühsam auf, legte seine dürre Rechte an seine Kappe, wollte reden, that den Mund auf, stammelte, konnte aber nicht; ich ergrif ihn am Arm,

halt! rief ich, nur den leidenvollen Grau-
kopf vor mir nicht entblößt! ich bin ein ar-
mer Sünder und bitte nur euch, ehrwür-
diger — durch Leiden ehrwürdiger Vat-
ter! um Vergebung. Jezt ermannte sich
Tillmann, stark stund er da, er sagte
nämlich: lassen sie mich denn doch meine
Kappe abziehn — wills ja vor unserm
Herr Gott thun. — Sehen sie! gedacht
hab ich als oft, unser Herr Gott wolle es
doch dem Mann zu erkennen geben, der
Schuld an meinem Unglück ist; aber wahr-
haftig und Gott! geflucht habe ich ihm
nie, und nun habe ich so viel vom Herrn
Hofrath gehört, er sollte ein so braver
Mann seyn, da dacht ich nun nicht dran,
daß er mich ins Unglück gestürzt hätte.
Sehen sie, Herr Hofrath! da verzeih ich
ihm von Grund meiner Seelen, für mich
soll er wahr und wahrhaftig nicht betteln,
hätt ich selber was, ich theilts doch mit
ihm, wenn einem ein Fehler reuet, so ver-
zeiht einem unser Herr Gott, warum ich

nicht? Habs wohl mit meinen Sünden verdient, ich armer Sünder.

Weiter konnt ich ihn nicht reden lassen; schleunig schlich ich um die Eck herum, wanderte fort aus dem Dorf in stiller Nacht; die feurige Kohlen brannten mir auf dem Kopf, ich ruhte nicht bis ich in einem dunkeln Gebüsch mich verkroch, und, ungeachtet meines Hungers und Durstes, einschlief. Nach Mitternacht erwachte ich, ich befand mich etwas ruhiger im Gemüth, der Mond neigte sich zum Untergang, und nun beschloß ich meine Kleider für Bettlerskleider zu vertauschen, und so umher, mein Brod heischend, für meine Sünden zu büsen, am Mondschein schlenderte ich auf ein einsames Bauernhaus zu, das dort vor mir lag. Dort erreichte ich meinen Zweck, und seit der Zeit gehe ich herum, suche mein Brod an den Thüren, und mir ist wohl dabei.

Alle Anwesenden vergossen Thränen über die Erzählung des würdigen Mannes, nur

er war ruhig. Osterfeld suchte ihm seine melancholische Grille auszureden, besonders da doch seinem Tillmann Groß durch eine solche enthusiastische Lebensart nicht gedient wäre; allein er lies sichs nicht ausreden, er behauptete, Tillmann müste durch ihn völlig restituirt werden, eher dürfte ers nicht besser haben, als jener, da nun dazu kein Rath mehr wäre, so sei auch keine Hofnung für ihn, vor seinem Ende noch aus seinem Elend zu kommen.

Die Fürstin gab sich auch alle Mühe, ihn zu überreden, sie erbot sich, aus ihrer Schatulle den Bauern zu versorgen, und auch ihm wieder aufzuhelfen. Der Hofrath dankte aufs gerührteste, verbat sich aber ernstlich diese Gnade: denn er behauptete, er selbst müsse den Bauern aus eigenen Mitteln wieder in seinen vorigen Stand versezen, so erfordere es die Gerechtigkeit.

Nun sahe ein jeder ein, daß er die Sache

zu weit trieb; wir wollen weiter nicht davon reden, fuhr die Fürstin fort, jezt sollen sie sich diese Nacht nur einmal erquicken, morgen wollen wir dann sehen; nehmen sie sich des würdigen Mannes an, Freunde! und sie, Herr Heimburg, trösten sie ihren Vatter.

Dieser sonderbare Vorfall beschäftigte die Herzen aller, die auf dem Blumenhof versammelt waren. Die Fürstin, Theodore und Clementine speisten zusammen oben auf dem Zimmer, Osterfeld, Dietrich, Heimburg und der alte Hofrath unten, mit groser Mühe brachte man ihn dahin, daß er mitspeiste; aber seine Bettlerskleider legte er nicht ab, ob ihn gleich sein Sohn mit Thränen darum bat. Die Fürstin überlegte nun mit ihren Freundinnen einen Plan, der fähig wäre, den Hofrath von seiner Grille abzubringen; allein sie konnten nichts erdenken, wobei ihnen nicht einleuchtete, daß es der Hofrath nach seiner Seelenlage nicht annehmen könne.

Sie liesen den jungen Heimburg kommen, dieser hatte sich nun mit seinem Vatter genauer unterredet und sein Herz ausgekundschaftet, er trat mit äuserster Bekümmernis und roth geweinten Augen ins Zimmer, die Fürstin fragte ihn, was er wohl dächte, wie seinem armen Vatter zu helfen wäre, es möchte auch kosten was es wolle? Heimburg antwortete, er habe alle Mittel angewendet, und die Restitution selbst übernommen, sich erboten, dem Bauern das Gut wieder zu schaffen, und ihm seine bisherige Leiden zu vergüten. Aber darauf hatte der Hofrath versezt: du hast nichts mein Sohn! du kannst nichts ersezen, und wenn dir Ihro Durchlaucht die Fürstin so viel Geld geben, als nöthig ist, so ersezt sie, aber du nicht, ich nicht, mithin ists mir unnüz. Von dem Gedanken lies sich der Hofrath nicht abbringen. Der Sohn hatte dagegen geantwortet: dadurch wird aber doch dem Bauern geholfen, er wird versorgt. —

Nun ja, erwiederte der Hofrath, und doch bleibt auch in dem Fall meine Sünde was sie ist, sie bleibt gethan, ich kann sie nicht ungethan machen. Könnte ich aber durch meinen Fleis so viel verdienen, besäs ich so viel, daß Tillmann entschädigt würde, alsdann wär der Gerechtigkeit ein Genügen geschehen. Kannst du, mein Sohn! durch die Gnade der Fürstin dem Bauern helfen, wohl! das beruhigt mein Herz; aber dann bin ich noch eben der Schuldner wie vorher; kann ichs der Fürstin nicht wieder geben, weil sie's nicht annehmen würde, so bin ichs den Armen schuldig. Das Verdienst des Erlösers hat ferner der Sohn seinem Vater vorgehalten, aber auch das half nicht: denn der Hofrath behauptete, daß dies Verdienst niemand zu gut kommen könnte, bis er nach Möglichkeit die Restitution zu bewerkstelligen gesucht habe, wo es hernach an Kräften fehle, da ersetze Christus.

Das alles erzählte der junge Heimburg

mit gröster Herzenswemuth; es war allso keine Auskunft zu finden, die Fürstin beschloß endlich ihn mit Gewalt mitzunehmen, dem Bauern Ersaz zu thun, und so hofte sie, er werde sich nach und nach von seiner betrübten Seelenlage loswinden. So verfloß der Abend, den sich alle so süß geträumt hatten, sehr traurig, niemand konnte die Nacht über ruhen, so sehr waren alle Gemüther mit Kummer erfüllt.

Des Morgens fand sich der Hofrath nirgend mehr, man hatte ihm auf einem Kämmergen ein Bett zurecht gemacht, aber er hatte sich nicht hineingelegt, sondern war in der Stille wieder fort gewandert. Sein Sohn war über das Schicksal seines Vatters untröstlich, man konnte ihn kaum halten, denn er wollte fort und seinen armen Vatter suchen. Endlich brauchte die Fürstin Ernst, sie befahl ihm, bei dem Verlust ihrer Gnade, bei ihr zu bleiben, sie wollte Leute genug schicken, um den Hof-

rath zu suchen. Was ist ihrem Vatter damit geholfen, sagte die herrliche Dame, wenn sie nun da herumstreichen, und endlich eben so ihr Herz überspannen, wie der würdige Mann, der in seinen Bettlerskleidern mehr Gröse besizt, als ich je von einem Menschen gehört habe; bei dem allem aber doch im Grunde verrückt ist: denn wenn ers nicht wäre, so würde er alle Mittel ergreifen, welche ihm angeboten werden, um sich und den Bauern, der eigentlich die Ursache seines Unglücks ist, glücklich zu machen. Ich will hier nicht untersuchen, ob die Fürstin ganz recht hatte, wenn sie sagte, der Hofrath sei verückt; mehrere werden ihn mit ihr dafür halten, ich will nicht urtheilen. Gesegnet sei die Asche dieses redlichen Mannes! der gewiß nicht ins Gericht kommen wird, weil er zu genau wog; er that der Sache zu viel, es ist wahr, aber sein Fehler wird ihm zur Gerechtigkeit gerechnet werden. Der junge Heimburg folgte der Fürstin,

beson-

besonders als sie ihm vorstellte, daß sie alles dazu beitragen und nicht ruhen wollte, bis sein edler Vatter gerettet wäre.

Osterfeld hatte den Wagen der Fürstin den vorigen Abend noch von Frauenbrück nach dem Blumenhof kommen lassen; der Hofrath hatte alle Gemüther so beschäftiget, daß alle Plane, welche Theodore auf dem Blumenhofe auszuführen gedachte, zu nichts wurden. Um aber doch einiger masen ein Namensgedächtnis dieses Tages zu stiften, so hielte sie bei der Fürstin an, sie möchte sich doch gefallen lassen, diesen Tag noch da zu bleiben, und um sie ehender dazu zu bewegen, so schlug sie vor: man möchte die benachbarten Bauernsöhne aufbieten, daß sie umherstreifen und den Hofrath aufsuchen möchten: wenn sie nun den Tag noch da blieben, so hätte man vielleicht noch heute das Vergnügen, den armen Alten wieder zu sehen. Sie bediente sich dieses Mittels der Ueberredung darum, weilen sie wuste,

daß das Herz der Fürstin, mit der Sache, die gegenwärtig Eindruck auf sie machte, nur allein sich so lang beschäftigte, bis ihr Wunsch berichtiget, oder im Fall der Unmöglichkeit, beruhigt war. Die Fürstin lies sich auch leicht bereden, man sandte aus, brachte, nebst den Blumenhofer Knechten, in Zeit von einer Stunde zehn junge Männer zusammen, welche sich rund umher vertheilen, und die Gegend auf drei Stunden durchstreifen musten; sie hatten Befehl, den armen Mann, den man ihnen genau beschrieb, auch gegen seinen Willen nach dem Blumenhof zu bringen, im Fall er sich widersezen und nicht gutwillig mitgehen wollte.

Nachdem dies nun alles eingerichtet war, so wurde jedes in so fern beruhigt; selbst Heimburg heiterte sich wieder auf. Dietrich dachte wieder drauf, wie er die vornehmen Gäste heute bewirthen möchte, Osterfeld leistete ihm Gesellschaft; doch beschäftigte sich sein Geist mehr mit der

Kur des alten Hofraths, er wollte ihn auch zu sich nehmen, und ihm seine alten Tage versüsen helfen.

Die Fürstin aber verlangte den jungen Heimburg in ihre Gesellschaft, um sich mit ihm, theils wegen seiner zukünftigen Versorgung, theils auch wegen der neuen Angelegenheit seines Vatters, zu unterreden. Sehr vieles wurde da gewünscht, verabredet, in Plane gebracht und beschlossen, das hernach durch die Leitung der Vorsehung weit anders und viel besser gieng, als mans sich nur hatte vorstellen können.

Nachdem des Mittags die Tafel aufgehoben worden, so fieng Theodore an: mein Vatter ist ein reicher Mann und so voller Freude, daß er jezt zu etwas recht Guten fähig wäre. Was glauben Ew. Durchlaucht, wäre es nicht schön, wenn wir diesen ländlichen Besuch durch eine nüzliche Anstalt verewigten? Mein Vatter soll zwei Tausend Gulden auszahlen, ich zahle auch zwei Tausend, und gebe hier

auf dem Blumenhof Plaz zu Haus und Garten her. Wollen wir nicht ein kleines Waisenhaus anlegen, und dem alten Osterfeld die ganze Einrichtung übertragen? Das würde so seine Seelenfreude seyn, wenn er noch vor seinem Ende eine solche Sache könnte ausführen helfen.

Die Fürstin heiterte sich bei diesem Vorschlag ganz auf, sie umarmte Theodoren und sagte: ich gebe gleich vier Tausend dazu her, laßt uns gleich die beiden Alten heraufkommen und mit ihnen reden. Theodore rief sie. Indessen stand Clementine am Fenster, in ihren Augen zitterten Thränen, sie schwieg und schaute durchs Fenster über die Fluren hin. Die Fürstin bemerkte das, sie lief bei sie, drückte ihr die Hand und sagte: was fehlt ihnen, meine Clementine? Ach, Ihro Durchlaucht! antwortete sie: es thut mir so leid, daß ich an der Stiftung keinen Antheil nehmen kann, ich habe noch kein Vermögen in Händen. Geben sie sich zufrieden, er-

wiederte die Fürstin, vielleicht sind ihnen noch grösere Freuden von der Art aufbewahrt. Jezt traten Osterfeld, Dietrich und Theodore zur Thüre herein, und nun fieng leztere an: nicht wahr, Vatter! ihr freut euch recht über diesen Tag? Ja wohl! antwortete Dietrich, es geht alles seinen Gang, wies Gott in seinem heiligen Rath beschlossen hat, ich hätte mirs mein Lebtag nicht vorgestellt, daß ich noch so viel Freude an meinem Goldmägdchen haben würde; da darf ich so nicht recht reden, wie ich gerne wollte, weil die gnädigste Landesmutter bei mir ist. Ja, wenn ichs nur so recht ausdrücken könnte, wie mirs ums Herz ist (die Thränen drungen ihm in die Augen) Seht, ich habe die gnädigste Fürstin so lieb und weis nicht, wie ich mich dabei anstellen soll, daß sie's so recht gewahr wird, wies in meinen Herzen ist, sagt mirs doch, Theodore! — Diese bat die Fürstin, sie möchte ihm doch erlauben, daß er ihr die Hand küssen dürfte.

Nein! nein! rief Dietrich, laß mich da weg, es geht alles seinen Gang, ich sollte mit meinem Bart die Hand berühren, ich weis ja nicht, wie man das macht. Die Fürstin stand, Thränen der Zärtlichkeit flossen auf ihre Wangen, sie fühlte den Himmel ganz, den eine würdige nicht erniedrigende Herablassung der Landesherrschaft geniesen läst. In diesem Wonnegefühl lief sie auf den alten Greis zu, schloß ihn in die Arme und küste ihn auf beide Wangen. Dieser sonderbare Ausfluß des Herzens machte alle Anwesende bestürzt und alle Augen voller Thränen. Dietrich sank halb ohnmächtig auf die Knie, mit nassem Auge blickte er in die Höhe, breitete seine Arme aus, Herr! rief er schluchzend, Herr! nun rufe deinen Diener zu Grabe, wann du willst, da habe ich einen Vorgeschmack des Himmels gehabt. Theodore fiel ihm so kniend um den Hals, küste ihn zärtlich und weinte fast laut; nun hub sie ihn auf, und sagte: Ihro Durchlaucht,

es weht ein Geist um uns her, wie er zu unserm Vorhaben sich schickt; im Angesicht der reinen Geister, die jezt mit himmlischen Blicken sich an unserer Seligkeit weiden, gelobe und schenke ich zwei Tausend Gulden nebst einem Plaz zu Haus, Hof und Garten hier auf dem Blumenhofe zur Errichtung eines Waisenhauses für wahre arme elternlose Kinder; und ich, sezte die Fürstin hinzu, schenke zu eben dem Zweck vier tausend Gulden. Jezt stund Dietrich da und horchte. Theodore trat vor ihn, nicht wahr, Vatter! sagte sie: ihr gebt auch zwei Tausend her, wir wollen zum Andenken dieses glücklichen Tages hier auf dem Blumenhofe ein Waisenhaus stiften, ich habe mir in meine Spardose zwei Tausend Gulden gesammelt, die gebe ich her. Hör Mägdchen! fieng er an und sezte sich in eine Stellung, welche man an ihm gewohnt war, wenn er etwas wichtiges beschliesen wollte: es geht alles seinen Gang, immer hats mir so im Sinn

gelegen, daß ich vor meinem Ende noch gern so etwas recht Gutes thun möchte, und da konnte ich nie so recht drauf kommen, jezt hilfst du mir dazu, guck! wir machens so: ja ich geb für mich zwei Tausend Gulden, für meinen Hans Jakob auch zwei Tausend — und — ja das ist so eine Sache, Karoline ist wohl mein Fleisch und Blut nicht; allein es muß doch alles seinen Gang gehen, sie ist mein Kind, allso gebe ich für Karolinen auch zwei Tausend. Brav! brav! rief die Fürstin, das sind ja schon zwölf Tausend, damit läßt sich was thun. Theodore fiel wieder ihrem Vatter um den Hals und dankte ihm. Jezt bekam Clementine auch Muth, mit rothgeweinten Augen drehte sie sich um, schlich herbei zu Dietrichen, und sagte! habt ihr nicht noch eine Tochter? Vatter? Ja! ja! fiel Dietrich ein, das ist bei Gott wahr, daran dachte mein Herz jezt nicht. Halt! versezte Clementine, so will ich nicht, ich habe jezt keine zwei Tausend Gulden in

meiner Gewalt, ich werde sie auch bekommen, ich begehre sie nur gelehnt. Dietrich antwortete: das wollen wir hernach wohl machen, es geht alles seinen Gang, gut! ich zahle allso acht baare tausend Gulden, so bald es seyn muß. Das ist ein herrlicher Mann, Kammerräthin! sagte die Fürstin, eines solchen Vatters darf sich kein Mensch schämen. Clementine aber schwamm im Vergnügen, daß sie doch auch nun Theil an der Sache bekam. Nun wurde dem Herrn Osterfeld aufgetragen, den Plan von der ganzen Einrichtung zu machen. Die Fürstin nahms auf sich, bei dem Fürsten um ein gutes Haus anzuhalten, denn sie sagte: mein Gemahl muß auch Theil an unserer Freude haben.

Ich will meine Leser nicht mit dem besten Plan eines guten Waisenhauses aufhalten, ich erzähle nur Fakta. Der Fürst bauete kein prächtiges aber bequemes Haus auf den Blumenhof, er schenkte aus seiner Schatulle noch sechs Tausend

Gulden. Osterfeld wurde Oberaufseher des Instituts. Anfänglich wurden zwölf arme Kinder aufgenommen, nach und nach aber stiegen die Einkünfte durch allerhand Wege, so daß es jezt bis sechzig Kinder erhält, die ihre besondere Lehrer und Aufwärter haben.

Am Abend kamen die nach dem Hofrath ausgeschickten Leute wieder, sie hatten ihn nicht gefunden, es wurde nun beschlossen: des andern Morgens wieder über Frauenbrück nach Rheinau zu fahren und von dort aus die besten Anstalten zu verfügen, um den armen Mann wieder herbei zu bringen. Der junge Heimburg betrübte sich gar sehr über das Schicksal seines Vaters, und sein höchst empfindsames Herz trieb ihn immer, ihn persönlich aufzusuchen; die vernünftigen Vorstellungen aber der Theodore und der Clementine, daß er ja kein Vermögen habe zu reisen, daß er dadurch sein und Karolinens Glück aufhalten, selbst, wenn er seinen Vat-

ter fände, ihm nicht helfen, und daß ers besser könnte, wenn er in Dienste des Fürsten träte, stimmten seine Seele ganz anders, er fühlte nun den hohen Trieb in sich, der Welt zu nuzen, er wünschte lange zu leben, nur um viel Gutes thun zu können, und kam so in die gehörige Seelenlage des grosen und würdigen Mannes. Des Morgens allso fuhr die Fürstin mit ihren Begleiterinnen und Heimburg nach Frauenbrück, sie kehrten bei der Wittwe Maria ein. Die Fürstin fragte sie, ob sie nicht wieder Lust zu heirathen hätte? die gute Frau wurde roth, schlug die Augen nieder und sagte: ja wer wird eine arme Wittwe mit einem Kinde heirathen. Clementine aber wuste schon besser um ihr Geheimnis. Es war ein Schneidergesell im Dorf, ein junger, wackerer, braver Mensch, den liebte sie und er sie auch; allein es fehlte am Vermögen. Clementine entdeckte es der Fürstin, alsbald wurde der junge Mensch gerufen, er muste sich allso-

fort mit der Wittwe versprechen, und die Fürstin versprach ihnen, gleich nach ihrer Rückkunft drei Hundert Gulden zum Heirathsgeschenk zu schicken. Die guten Leutgen schwammen im Vergnügen. Das Geld wurde hernach geschickt, sie heiratheten sich und waren glücklich. So bezeichnete die Fürstin diese Spazierfarth mit Wohlthaten, welche einen bleibenden Segen auf Kinder und Kindes Kinder hatten. Nun fuhr sie wieder nach Rheinau, sie verfügte sich allsobald zum Fürsten und erzählte ihm die ganze Geschichte ihrer kleinen Reise. Theodore und Clementine nebst Heimburg aber trafen Ehrenfried und Karolinen beisammen in der Wohnstube an, Karoline und Heimburg stuzten, als sie sich sahen; nach dem ersten Willkommen sezten sie sich beisammen, und Theodore erzählte die ganze Geschichte ihrer Reise. Das erste was man nun vornahm, war die Versorgung des jungen Heimburgs, wobei man zugleich auf seine Heirath mit Karo-

linen Rücksicht nahm. Man beschloß, daß Heimburg im Hause des Kammerraths so lange logiren und an den Tisch gehen sollte, bis sich sein Schicksal entwickelt hätte.

Ehrenfried dachte nun darauf, wie er den guten Heimburg bei dem Fürsten empfehlen wollte; allein die Fürstin hatte schon so sehr zu seinem Vortheil gesprochen, daß der Fürst des andern Tages den Kammerrath und Heimburg fordern lies. Beide kleideten sich an und giengen an Hof. Der Fürst empfieng Heimburg sehr gnädig in seinem Kabinet und sagte: meine Gemahlin hat mir so viel Gutes von ihm erzählt, Herr Heimburg, daß ich Verlangen trug, ihn zu sprechen, ich möchte ihn gerne anständig versorgen. Nun weiß ich wohl, daß er ein Rechtsgelehrter ist; aber ich wünschte doch zu wissen, in welchem Fach er am liebsten arbeiten möchte? Heimburg hatte sich schon lang einen Plan ausgedacht, in dessen Ausführung er sein grőstes Glück und Vergnügen zu finden

glaubte. Als ihn daher der Fürst so fragte, so entschloß er sich, denselben ohne Anstand und kurz vorzutragen, daher antwortete er folgender Gestalt:

Ew. Durchlaucht erzeigen mir die hohe Gnade, sich nach der Neigung meines Geistes zu erkundigen, dies macht mich so kühn, dieselbe offen und freimüthig vorzutragen: Ein Landesfürst, wenn er denkt wie Ew. Durchlaucht, kennt kein grösseres Vergnügen als seine Unterthanen, sein Volk auf Zeit und Ewigkeit glücklich zu machen. Ich weiß, daß dieser hohe Zweck den grosen Geist Ew. Durchlaucht ganz erfüllt, und daher bin ich so frei, den besten Weg zu jenem glänzenden Ziel vorzutragen, und wenn Ew. Durchlaucht denselben einzuschlagen geruhen werden, so kenne ich kein grösseres Glück, als in der Ausführung dieses Plans meine Kräfte bis an meinen Tod zu verzehren.

Der Fürst lächelte und sagte: ich gestehe, daß er mich durch seine Anrede neu-

gierig gemacht hat, laß er einmal seinen Plan hören.

Sehr gerne, fuhr Heimburg fort: das gröste Glück eines Volkes besteht darinnen, wenn ein jeder Hausvatter sein Brod reichlich findet, und noch dazu Gelegenheit hat, etwas für seine Kinder zu ersparen; dies alles aber muß er in Ruhe, Sicherheit und Freiheit, ohne Druck und Zwang thun können, und dann muß es ihm frei stehen, nach dem Trieb seines Gewissens ohngehindert, öffentlich und heimlich seine Religion auszuüben, in sofern er dadurch dem Staat nicht schädlich wird. Dies alles zu bewerkstelligen, deucht mir, sei eigentlich dasjenige, was man eine recht gute Regierung heist.

Ich gestehe, redete der Fürst ein, daß das eigentlich mein Zweck ist, nur die Ausführung? Gott segne Ew. **Durchlaucht** für diesen gnädigen Beifall, fuhr Heimburg fort: die Ausführung ist nicht so schwer, wenn mans am rechten Ort an-

zugreifen weis. Ich bin so frei **Ew. Durch-
laucht** meine unterthänigste Meinung vor-
zutragen: das Land muß durch eine blü-
hende Landwirthschaft nach und nach so
angebauet und bevölkert werden, daß kei-
ne Hand breit Boden mehr unbenuzt bleibt,
und daß die Bauerngüter nicht gröser sind,
als bei ihrem besten Anbau, zur Ernäh-
rung und zum Wohlstand einer ordentli-
chen Baurenfamilie erforderlich ist. Die-
sen allgemeinen Flor der Landwirthschaft
erreicht man durch Anlegung und Unter-
stüzung der Fabriken und Handlung. Dies
ist das Hauptstück, wenn das einmal im
Gang ist, so wird durch andere unterge-
ordnete Mittel, Beispiele und Aufmun-
terungen vollends leicht geholfen; diese
aber ohne jene Unterstüzung helfen nichts.

Gut! gut! sagte der Fürst, das alles
wissen wir schon, der Kammerrath Eh-
renfried hat mir das schon längst begreif-
lich gemacht und wir sind wirklich im Be-
grif, unsern Plan auszuführen; nur weiter!

Heim-

Zeimburg fuhr fort: wenn Ew. Durchlaucht diesen Plan zu Dero Regierung schon entworfen haben, so ist dem Land aber auch nie geholfen, denn nun komm ich auf meinen Punkt: wenn Ew. Durchlaucht obigen Plan ganz ausführen, so fehlt doch noch ein Hauptstück, und dies ists eigentlich was ich sagen will. Blühende Gewerbe bringen allgemeine Aufklärung unter das Volk, das ist wahr, aber erst langsam und spät, während dieser Zeit wird vieles versäumt, und der ganze Gang der Glückseligkeit oder der Staatsvervollkommnung ist höchst langsam und mühselig. Last uns das Volk ebender physisch und moralisch aufklären, last es uns zur Glückseligkeit empfänglich machen; wenigstens sollen diese Anstalten mit der allgemeinen Vervollkommnung der Gewerbe in gleichem Schritt gehen. Wie sehr wird die Verbesserung der Landwirthschaft, der Fabriken und Handlung zunehmen, wie schnell wird sie fortrücken, wenn alle

Kinder des gemeinen Mannes erst in den dazu nothwendigen mathematischen und physischen Begriffen unterrichtet und ihnen alle Gegenstände der drei Reiche der Natur bekannt gemacht werden, die in ihre Gewerbe gehören! — würden nur die Kinder nicht durch Jahrenlanges Auswendiglernen ihrer ohnehin so kostbaren Zeit beraubt, würde nur ihr Geist, ihr Herz, nicht ihr Gedächtnis, mit den Grundwahrheiten der Religion durch deutlichen, mündlichen Vortrag erfüllt, so wäre mehr Würkung davon zu hoffen, und man hätte in den Schulen Zeit genug, den Kindern auch noch andere höchst nüzliche Wahrheiten beizubringen.

Der Fürst antwortete: auch darüber haben wir schon Plane entworfen, denn es wird würklich Anstalt gemacht, hier in der Stadt ein Schulmeisterseminarium zu errichten, in welchem immerfort sechs Jünglinge zum Schuldienst erzogen und gebildet werden sollen.

Das ist vortreflich! fuhr Heimburg fort; aber wenn ichs wagen darf, Einwendungen zu machen, so muß ich aufrichtig gestehen, daß ein solches Seminarium nicht die erwünschte Würkung thun wird, bis jede Dorfschule nach dem Verhältnis ihrer Gröse eine Stiftung hat, die jährlich so viel einträgt, daß ein Schulmeister mit Frau und Kindern, ordentlich, bürgerlich, fast so wie auch der Pfarrer, davon leben kann. So lang diese grose wichtige Einrichtung nicht gemacht ist, so lang helfen die Seminarien, ja ich darf wohl sagen, alle Aufklärungen und Gewerbverbesserungen nicht sonderlich, wenigstens geht alles sehr langsam von statten.

Der Fürst lächelte wieder, und wendete ein: woher, mein guter Herr Heimburg! woher soll man aber die Kapitalien zu jenen Stiftungen nehmen?

Heimburg antwortete: wie viel Schulen oder Ortschaften sind im Fürstenthum Rheinau?

Ehrenfried sagte: zwei hundert und vierzig. Nun denn, fuhr Heimburg fort, ich will das Schulmeistergehalt im Durchschnitt auf drei hundert Gulden ansezen, kleinere Schulen geben weniger, grösere mehr, die geringste Schule kann hundert Gulden geben, die gröste fünf Hundert. Auf die Weise kann man auch Eifer unter den Schulmeistern erwecken, so daß sie nach gröserer Beförderung streben und allso ihr Bestes thun, um einen guten Ruf zu bekommen. Es wären allso zwei und siebenzig tausend Gulden jährlicher Revenüen nöthig, womit man ein solches unschäzbares Werk zum Wohl und zur Glückseligkeit des ganzen Volks bestreiten könnte. Zu dieser Summe würde ein Kapital von einer Million und vier hundert und vierzig tausend Gulden erfordert. Bedenkt man nun, daß mancher Fürst, blos um seines Vergnügens willen, mehr als noch einmal so viele Schulden auf ein weit kleineres Land, als das Fürstenthum

Rheinau ist, gemacht hat, und daß Ew. Durchlaucht keine Schulden, wohl aber Vorrath an Geld haben, so läßt sich die Möglichkeit leicht einsehen, einen solchen göttlichen und unvergleichlichen Plan auszuführen.

Der Fürst bedachte sich eine Weile, endlich fieng er an: es ist wahr, ein solches Werk wäre mein höchster Wunsch; allein die Ausführung ist, wie ich fürchte, zu schwer, gemeiniglich fehlts den besten Vorschlägen an der Möglichkeit der Ausführung.

Heimburg antwortete: wollen Ew. Durchlaucht erlauben Ihnen meine Meinung unterthänigst vorzutragen?

Meine gröste Freude und mein höchster Wunsch wäre es, diese Sache auszuführen. Würden mir Ew. Durchlaucht eine ordentliche Besoldung zulegen, wobei ich als ein ehrlicher Mann bestehen könnte, so wollte ich allsofort jedes Dorf, jede Stadt, oder jeden Schulort besuchen, die

Zahl der Kinder, die Stiftungen, die etwa die Schulen schon haben, die Gemeingründe, welche noch unbenuzt liegen, nebst allen Quellen getreulich aufschreiben; mit einem Wort, ich wollte mich nach allen Umständen, die in dieser Sache nüzlich seyn können, aufs genauste erkundigen, alles notiren, und dann Ew. Durchlaucht meine Vorschläge ferner unterthänigst zu Füsen legen. Ich zweifle nicht, ich werde es bald dahin bringen, daß eine mäsige Abgabe, welche man nach dem Schazungsfus dem Lande nur auf etliche Jahre auflegt, nebst den Stiftungen und andern Quellen, die ich finden werde, zu jenem Kapital vollkommen hinreichend seyn wird.

Dem Fürsten gefiel **Heimburgs** Plan ungemein, und da er von der Rechtschaffenheit des jungen Mannes überzeugt war, so willigte er in alles, er gab ihm den Titel als Kammerrath, legte ihm ein jährliches Gehalt von tausend Gulden, nebst

vier Gulden täglicher Diäten zu, wenn er, seinem Plan gemäß, aufs Land reisen müste, und übergab ihm die Vollmacht, alles so zu machen, wie er vorgeschlagen hätte, zugleich aber bekam er auch Befehl, von Zeit zu Zeit getreulich von allem Bericht abzustatten. Auf diese Weise wurde Zeimburg versorgt; er freuete sich von Herzen darüber: denn nun konnte er als ein ehrlicher Mann leben, seine Karoline heirathen, und den grösten Wunsch seines Herzens, der Menschheit nüzlich zu seyn, erfüllen. Ehrenfried und Zeimburg küßten dem Fürsten die Hand, dankten ihm unterthänigst, machten auch der Fürstin ihre Aufwartung und giengen nun nach Haus.

Theodore, Clementine und besonders Karoline freueten sich aus der Masen über Zeimburgs Glück, nun war ihm ja geholfen. Ehrenfried, der als ein guter Kenner der Rheinauischen Finanzverfassung, leicht einsahe, daß die Ausführung

des Heimburgischen Schulplans gar nicht schwer seie, besonders da fast alle Dorfschulen kleine Stiftungen hätten und sonst noch unbenuzte Quellen genug vorhanden seien, munterte ihn auf, und versprach ihm, durch guten Unterricht in der Landesverfassung, behülflich zu seyn. Heimburg bedachte sich nun nicht lange, er brannte für Verlangen, seinen heisen Wunsch zu erfüllen. Daher fieng er allsofort seine Excursionen aufs Land an, und kam immer mit den herrlichsten Entdeckungen, die die Sache beförderten und erleichterten, zurück. In diesem gesegneten Beruf mag er sich nun eine Weile beschäftigen, wir wollen indessen unsere Geschichte verfolgen.

Währendder Zeit, daß obiges geschah, wurden Befehle an alle Aemter und Dörfer auf der Kanzlei ausgefertiget, worinnen der Hofrath Heimburg beschrieben, seine Umstände bekannt gemacht und jedermann aufgetragen wurde, sich seiner

auf eine höfliche und anständige Weise zu bemächtigen und ihn nach Rheinau zu liefern. Eben so ersuchte man auch die benachbarten Aemter und Obrigkeiten um die nämliche Gefälligkeit, daß aber alle diese Mühe vergeblich gewesen sei, das wird sich im Verfolg aufklären.

Hans Jakob von der Linden war nun schon ungefähr zwei Jahr in Utrecht gewesen, als er anfieng zu wünschen, daß man ihm die Erlaubniß geben möchte, wieder nach Haus zu kommen. Sein fähiger Kopf und sein Fleis, indem er alle seine Stunden aufs Beste verwendet hatte, gaben ihm die gegründete Hofnung, man würde nunmehr einsehen, daß er Manns genug sei, um Clementinen glücklich zu machen. Diese Entscheidung kam am meisten auf Ehrenfried an: denn Theodore, Clementine und Dietrich hätten ihn schon ehender wieder kommen lassen, wenns der Kammerrath nicht zurück gehalten hät-

te; doch dieser glaubte nunmehr selbst, er wüste genug, um ein rechtschaffener Kaufmann zu werden, daher schrieb er ihm, er solle kommen und seinen Weg über Marschen im Gülcher Land nehmen, seinen und Clementinens Vatter besuchen und bei ihm um leztere anhalten, er ha- habe schon an ihn geschrieben, und den rechtschaffensten Mann zu dem Antrag vorbereitet. Hans Jakob schwamm im Vergnügen, er packte seine Sachen zusammen, machte seine Kleider und Wäsche vollständig: denn er hatte gut hausgehalten, konnte allso etwas thun: und nachdem er sich vom Herrn van der Gracht beurlaubt hatte, so reiste er fort.

Zu Marschen langte er bald an, er logierte im Wirthshaus wo er des Abends spät ankam. Des Morgens zog er sein schönes flohfarbenes Kleid an, mit einer aschfarbenen seidenen Weste und Hosen, weissen seidenen Strümpfen und schönen silbernen Schnallen auf den Schuhen; sein Kasta-

nien braunes Haar war rund um abgeschnitten und krollte sich schön um seinen runden Kopf, seine Wäsche war schön auf holländische Manier, Manschetten und Halskrause waren von Battist und mit den feinsten schmalen Brabanter Spizen besezt; so erschien er vor dem Hofrath Ehrenfried, um seine Tochter von seiner Hand zu begehren. So wie der Jüngling zur Thüre hereintrat, so gewann er das Herz des braven Mannes. Er war schon sehr für seine Schwiegertochter Theodore eingenommen, und der Aufzug des jungen Menschen nebst seinem schönen Vermögen und sein vortreffliches Herz machten ihn schon zur Erfüllung des Antrags, den von der Linden zu thun hatte, bereitwillig. Hans Jakob wurde zum Sizen genöthiget; aber er antwortete: Herr Vetter! sizen kann ich nicht, bis mein Gemüth beruhigt ist. Was haben sie denn für Unruhe? Herr Vetter! fragte der Hofrath. Mit Thränen in den Augen, fuhr

Hans Jakob fort: sehen Sie, Herr Vetter! meine Schwester hatte das Glück, meinem vortrefflichen Schwager Ehrenfried zu gefallen, und ich — ich weis noch nicht obs Glück oder Unglück ist, warf einen Blick auf Jungfer Clementine, sie gefiel mir, ich war ein dummer Junge, und um was zu lernen gieng ich nach Utrecht auf die hohe Schule; jezt kehre ich wieder zurück, möchte nun gerne Gott und der Welt etwas nüzen; ich meine aber, ich könnte das am besten, wenn ich nach meinem Wunsch verheirathet wäre. Der Hofrath antwortete: dazu wünsch ich ihnen von Herzen Glück, Herr Vetter! — Geben Sie mir das Glück! versezte Hans Jakob voller Sehnsucht. Ja, ja, erwiederte Ehrenfried: wenn mein Mägdchen ihr Glück ausmachen kann, so haben sie's schon, damit umarmte er den jungen von der Linden und sagte: Sie sind von nun an mein Schwiegersohn. Jezt war Hans Jakob vollends vergnügt, nur einen Tag

wollte er sich halten lassen, während der Zeit schrieb sein Schwiegervatter an seinen Sohn den Kammerrath, an Theodoren und an Clementinen, und wünschte ihnen allen Glück und Segen zur Verbindung des jungen von der Linden mit Clementinen. Nun reiste Hans Jakob von Marschen ab und kam bald nach Rheinau, wo er mit tausend Thränen und Umarmungen empfangen wurde. Clementine fand in ihrem Bräutigam nun den kraftvollen vortrefflichen Mann, wie sie sich ihn von jeher gewünscht hatte; ihre Liebe wurde daher auf den höchsten Grad gestimmt, so wie er keine grösere Seligkeit in dieser Welt fand, als mit Clementinen ewig verbunden zu seyn.

Dietrich von der Linden war schon einige Wochen vorher von der baldigen Ankunft seines Sohnes benachrichtiget worden, er freuete sich innig darauf, denn er liebte seine Kinder, so sehr es einem Vatter möglich ist. Seine Frau, ob sie

gleich wuste, daß ihr Stiefsohn Clementinen heirathen sollte, auch schon von weitem Plane dagegen entworfen hatte, fieng nun an würksamer zu werden. Karoline war verschiedenemal von ihr zurückbegehrt worden; allein man wollte sie ihr nicht abfolgen lassen. Nun aber drang sie mit Ernst darauf, denn sie wuste von Heimburgs und Karolinens Liebe noch kein Wort und ihr Mann eben so wenig; sie muste allso den Befehl ihrer Mutter folgen, und wieder nach dem Blumenhof ziehen. Nun als auch Hans Jakob wieder angekommen war, so verlangte sie auch ihren Stiefsohn zu umarmen. Dietrich hatte schon lange ihr Vorhaben gemerkt, ihr aber nicht gerade zu widersprochen: denn er war ein groser Freund des lieben Hausfriedens, und er hatte schon erfahren, daß seine Frau nicht so zu allem ja sagte, wie seine selige Eva. Jezt ward ihm angst: denn er fürchtete, sie möchte sich sperren und ihm Ungelegenheit machen,

wenn sie sähe, daß Hans Jakob Karolinen nicht heirathen könnte, er hatte auch darum so wenig von seines Sohnes Verbindung mit Clementinen gesprochen, als möglich war.

Hans Jakob war einige Tage zu Rheinau gewesen, als er nun auch den Trieb heftiger fühlte, seinen Vatter zu umarmen. Heimburg sehnte sich auch, bei aller verborgenen Melancholie wegen des Zustandes seines Vatters, von dem man noch immer nichts wuste, ungeachtet aller Zerstreuung, die ihm seine Geschäfte verursachten, nach Gewisheit, wegen seiner Heirath mit Karolinen. Mit ihr, mit Ehrenfried und Theodoren war er schon auf dem Reinen. Nun fehlte ihm noch die Einwilligung der Eltern, die er sich gar nicht schwer vorstellte; er beschloß daher mit Hans Jakob nach dem Blumenhof zu gehen, und seine Sache zu Ende zu bringen. Der Kammerrath und seine Frau gaben ihm auch Empfehlungsbriefe

an die Eltern mit, worinnen sie ihm einen guten Stuhl zu sezen hoften.

Die beiden reisten allso an einem frühen Morgen nach dem Blumenhof, und kamen daselbst Vormittags an. Dietrich lief seinem Sohn mit offenen Armen entgegen, und in der Trunkenheit seiner Freude umarmte er auch den Kammerrath Heimburg, dessen Erhöhung er durch seine Kinder erfahren hatte. Nun gab sich die Frau von der Linden alle nur mögliche Mühe ihren Stiefsohn zu gewinnen, sie sagte ihm so viel schönes und zärtliches, daß er davon ganz bezaubert wurde. Nun wuste er Heimburgs Vorhaben und glaubte, seine Mutter würde es auch schon wissen, daher ahndete ihm nicht von weitem, was sie eigentlich mit ihm vorhabe; er nahm allso ihre Schmeicheleien für baare Münze an und war ebenfalls freundlich. Indessen redete der Kammerrath Heimburg mit Dietrichen wegen seinem Vorhaben. Dieser gab allsofort seine Einwilligung,

gung,

zung, nur entdeckte er ihm auch seine Besorgnis, daß er bei der Mutter vielen Widerstand finden würde, weil sie ganz andre Absichten mit ihrer Tochter hätte. Demungeachtet wendete er sich doch an sie, bekam aber abschlägige Antwort. Zeimburg wurde darüber ganz niedergeschlagen, und da sie Karolinen strenge verbot, mit Zeimburg ferner zu reden, und die Hofnung, ihn zu bekommen, zu nähren, so wurde auch diese höchst schwermüthig. Beide suchten allso Zuflucht bei dem Vater, welcher mit seinem Sohne im Garten spazierte, und nun, nach so langer Abwesenheit, Seelenfreude empfand, daß sie wieder, wie ehemals, zusammen eine Pfeife Tobak rauchen konnten. Selbst Mordax war von der Gesellschaft, er spazierte treulich vorn und hinten und lies sich nicht von ihnen trennen, ausser wenn ihn ein feindseliges Insekt nöthigte, sich eine Minute auf den Hintern zu sezen, und hinter den Ohren zu krazen.

Dietrich war übrigens recht mit seinem Sohn auf seinem Schicke, wie er sich ausdrückte: denn er fand den Hasenfus nicht aus der Tasche hervorgucken, wie er befürchtet hatte, kurz er fand ihn ganz nach seinem Geschmack. Sie redeten just von dem Plan der Mutter, Hans Jakob erzählte mit Entzücken, wie freuudlich sie ihn empfangen habe, dagegen gab ihm sein Vatter Nachricht von dem, was sie eigentlich dadurch suchte. Dies machte dem braven Jüngling bang, und er war just im Anhalten und Flehen begriffen, daß ihr sein Vatter kein Gehör geben möchte, als Heimburg mit seiner Karoline ganz traurig herbei schlich.

Jezt will ich wieder das ganze Gespräch wörtlich hier mittheilen, welches diese Personen unter den Bäumen des Blumenhofs mit einander hielten, so wie ichs in Herrn Heimburgs Taschenbuch gefunden habe.

Heimburg. Herr von der Linden,

Sie haben mir leider recht geweissagt, ich hab einen sehr grosen Korb bekommen.

Karoline. Ach bester, bester Vatter! last euch doch erbitten, und helft uns!

Dietrich. (nachdem er einen ganzen Mund voll Rauch in die Höhe geblasen hatte) Hört! das Ding geht mir im Kopf herum, er wird mir bald warm, es muß doch, bei Gott! auch alles seinen Gang gehen, ich liebe den Hausfrieden, aber er muß mich doch auch nicht zu viel kosten, sonst schaff ich mir selbst Frieden.

Hans Jakob. Vatter! ihr wißt, ich war mit Clementinen schon auf dem Reinen, ehe wir von der Mutter etwas wusten und ehe ich Schwester Karolinen kannte. (Er lief zu Karolinen, umarmte, küßte und herzte sie, und sagte:) Schau Mägdchen! ich liebe dich so zärtlich, als je ein Bruder geliebt hat; aber auch nur als Bruder, nicht ein Jota anders; liebe deinen edlen, braven Heimburg, wie sichs gehört, und dann sollst du erfahren,

daß ich dein Bruder bin. Alles ist so gut und so recht nach Wunsch vom lieben Gott incaminirt worden, daß es ja eine Schande wäre, wenn eine arme Menschenseele einen Querstrich dadurch machen wollte.

Dietrich. Ja, bei Gott! es soll alles seinen Gang gehn, und hier, Herr Kammerrath! da ist Karolinens Hand, ich bin Vatter, da haben Sie sie; jezt seid still, last euch nichts merken, ich werd's wohl mit der Mutter in Ordnung bringen, und damit ihr noch vergnügter seyn könnt, so geb ich Karolinen, weil sie ein braves Mägdchen ist, zehn tausend Gulden, die soll sie von mir erben, wenn ich sterbe, vielleicht auch noch mehr, je nachdem sie mir Freude macht, und gleich jezt bekommt sie zwei Tausend mit auf den Weg, Hausrath, Leinwand und dergleichen, dafür mag meine Marthe sorgen. Es muß alles seinen Gang gehn.

Hans Jakob. Nun da weis ich denn doch wahrlich nicht, wer binnen der Zeit

mehr gelernt hat, ich oder mein Vatter, das ist ja ein Meisterstück eines edlen Mannes. (Er fiel seinem Vatter um den Hals küste ihn und sagte:) so ists recht, eure Kinder werden auch noch wohl das Ihrige thun, so viel sie können.

Heimburg und Karoline drängten sich nun auch herzu, und vergossen Thränen der Rührung und des Danks, beide umarmten und küßten den Vatter.

Während dieser zärtlichen Scene kam die Mutter mit starken Schritten und voller Zorn: denn sie hatte von weitem zugesehen und die Geschichte gröstentheils errathen. Karoline! rief sie schäumend, scher dich ins Haus!

Dietrich. Bleib hier, Karoline! du hast an mich appellirt, und ich bin eine höhere Constanz! bleib! bleib! und gehe mir keinen Schritt.

Frau von der Linden. (blaß von Zorn) Was! du willst mir mein Kind verfüh-

ren? — ich sollte nicht mehr Herr über meine einzige Tochter seyn?

Dietrich. O ja, Weibgen! wenn alles seinen Gang geht; so bald ich aber vor Augen sehe, daß du dein Kind an seinem Glück hindern willst, so bald greif ich zu, und sieh! dann muß alles seinen Gang gehen; von der Seite kennst du mich noch nicht.

Frau von der Linden. (weinend) Ach du gütiger gerechter Gott! —

Dietrich. Gieb mir Verstand! — Hör mich nur einen Augenblick ruhig an: eh ich dich hatte, war schon Hans Jakob mit Clementinen versprochen; nun dagegen wirst du doch wohl nichts haben?

Frau von der Linden. Warum hast du mir das nicht gesagt?

Dietrich. I! I! weil ich nun deinen Rath nicht mehr brauchen konnte und nun alles seinen Gang gehen muste: denn sieh: ein Wort ein Wort, ein Mann ein Mann! sieh das gilt bei mir.

Frau von der Linden. Aber du wirst dich doch nicht unterstehen, meine Tochter gegen meinen Willen zu verheirathen? Mach mit deinem Sohn, was du willst, ich mach aber mit meiner Tochter was ich will.

Dietrich. Hör weiter, Kribelkopf! Hans Jakob heirathet Clementinen, das ist schon längst beschlossen. Der Herr Kammerrath Heimburg ist ein rechtschaffener frommer Mann, der unserer Fürstin Schulmeister war und den die Landesmutter lieb hat, wer weis was noch aus ihm wird, wenn alles seinen Gang geht, der will deine Tochter heirathen, und du willst nicht? — Ein Mann, der jährlich seine baare tausend Gulden Einkommens hat und noch brav dazu verdient, dem willst du deine Tochter nicht geben? — Nein! Nein! da greif ich zu und brauche Gewalt. Hier, Herr Kammerrath! hier haben Sie mein Karolingen: denn jezt muß ich Vatter seyn, sonst giengs übel.

Willst du deinen Segen geben, Frau! oder nicht? ich hab ihn schon gegeben und zehn tausend Gulden dazu? — Brausend lief das Weib ins Haus und schrie zurück: ich geb ihnen meinen Fluch!

Starr stand Dietrich da, schaute um sich und sagte: was sagte das Weib da? Die andern alle guckten sich ernst und feierlich an und schauderten. Mit jenem Wort aber fuhr Satanas in das Weib: denn von nun an wurde sie zum Teufel.

Die Frau von der Linden war eine von den Personen, bei denen viele verborgene Eigenschaften nicht entwickelt werden, weil sich noch kein Anlaß, kein Reiz dazu gefunden hatte. Je länger aber diese unentfalteten Keime in ihrem Gehäuse verschlossen ruhen, desto mehr erstärken sie in sich selbst; wenn sie dann endlich einmal zum Ausbruch kommen, so würken sie mit all ihrem Gift unaufhaltbar, und töden gleichsam, wie der Basilisk, durchs Anschauen. Dies Weib war von ihren Eltern

ganz nach ihrem eigenen Willen erzogen worden, sie hatte keinen Anlaß gefunden, weder gut noch bös zu werden. Endlich heirathete sie den Pfarrer, einen rechtschaffenen guten Mann, der lies sie wieder gehen; was sie that, war gut, weil sie nichts offenbar Böses that: denn es kam nie dazu, daß sich ihre verborgene Lieblingsneigung entwickeln konnte, es fand sich kein Anlaß dazu, bis sie Dietrich von der Linden heirathete. Nun entdeckte sich etwas in ihrer Seele, das sie vielleicht selbst vorher nicht bemerkt hatte. Ein mit Ungestüm emporsteigender Hochmuth, den sie anders nicht als durch vieles Geld befriedigen konnte, wurde Herr und Meister über ihr Herz. Ehre und Ansehen reizte sie nicht sonderlich, sondern vielmehr eine reiche Frau zu heisen, niemand nach den Fingern sehn zu dürfen, selber Herr und Meister zu seyn, andern zu befehlen, ohne sich selbst befehlen zu lassen; das wars, was sie suchte. Dieser süse Traum bemäch-

tigte sich ihrer mit solcher Heftigkeit, daß sie in demselben ihr ganzes Glück fand. Nun wuste sie, daß nach den dortigen Landesrechten der leztlebende Ehegatte alle fahrende Haabe, worunter auch das Geld gehört, erbte. Da es nun in ihren Gedanken ausgemacht war, daß Dietrich vor ihr sterben würde: denn er war ja älter als sie, wenigstens schiens ihr sehr wahrscheinlich, so freuete sie sich schon voraus auf den Besiz eines so grosen Reichthums: denn in dem Fall hätte sie alles geerbt, ausser dem Gut, welches Dietrich verpfachtet hatte, und das war ihres Wunsches nicht werth, wenn sie sich all das Geld dachte, das sie dereinst besizen würde. Nun war ihr gleichfalls nicht unbekannt, daß reiche Wittwer der Wittwen, welche viel Geld hatten und zur zweiten Ehe schritten, oft ihr Geld zu Stock und Stamm machten, das ist: durch ein Vermächtnis ihren Kindern erster Ehe wenigstens einen grosen Theil des Vermö-

gens zuwendeten. Sie trauete in diesem Fall ihrem Dietrich nur halb, daß er nicht in einer zärtlichen Stunde ein Testament machen und sie höchstens nur mit den übrigen Kindern zu gleichen Theilen gehen lassen würde; alsdann hätte sie nur ein Drittel des Vermögens bekommen und ihre Tochter nichts, ausgenommen, was ihr ihr Vatter etwa aus freiem Willen geben würde. Auf diesen Fall gründete sich nun ihr Plan mit der Heirath des Hans Jakobs mit ihrer Tochter: denn wär diese vor sich gegangen, so hätte ihre Tochter das halbe Vermögen bekommen, und sie als Mutter glaubte dann doch, so viel über ihre Tochter zu vermögen, daß sie die Herrschaft führen dürfte. Da nun dieser Plan so plözlich zu nicht wurde, so verzweifelte sie an ihrer ganzen Hofnung, der Zorn bemeisterte sich ihrer dergestalt, daß sie es nicht bergen konnte: und nun war sie völlig überzeugt, daß nach dieser Aeusserung ihr Mann seinen Kindern sein Vermögen durch ein

Testament um so viel gewisser versichern würde. Dieser Gedanke brachte sie vollends zur Verzweiflung, daß sie sich nicht zu lassen wuste, und allso alles Uebel ärger machte. Hätte sie sich jezt gemäsigt und nachgegeben, so hätte Dietrich den Fehler vergessen; aber in ihrer Wuth konnte sie das nicht.

Dietrich war von dem Fluch, den seine Frau zurückdonnerte, ganz betäubt, Hans Jakob grimmig bös, Karoline traurig und Heimburg voller Verachtung. Stille, und ohne ein Wort zu reden, schlichen sie alle viere ins Haus, die Treppe hinauf und auf die Stube. Die Frau fand sich hier nicht. Dietrich gieng eine Weile auf und ab, und sagte kein Wort, endlich trieb ihn sein Herz, seine Frau zu suchen. Er suchte sie überall, fand sie aber nicht, bis er sie endlich auf ihrem Schlafzimmer bemerkte, jezt gieng er zu ihr. Frau! fieng er an: du stellst dich heute sehr unartig, das hätte ich hinter dir nicht gesucht, du

fluchst deiner Tochter, Fi! das ist ja abscheulich. Geh! rief das rasende Weib, und spie ihm vor die Füse: mich soll der T . . . holen, wenn ich je einen Fus wieder bei dich strecke. — So kalt auch Dietrich je in seinem Leben gewesen war, so warm, so dauerhaft und beständig warm war er, wenn er einmal warm gemacht wurde. Mich nicht!! antwortete er: aber ich bin **Dietrich von der Linden** nicht mehr, wenn ich dich darum bitte. Ganz ruhig gieng er wieder fort zu seinen Kindern und sagte: Eure Mutter hat sich in dem Augenblick von mir geschieden, auch gut! — es geht alles seinen Gang; aber sie soll warten bis ich ihr wieder gute Worte gebe, **Karoline** geh und sorge, daß wir etwas zu essen bekommen. **Karoline** gieng in die Küche; nach einer kleinen Weile hörte man sie erbärmlich schreien. Alle drei liefen die Treppe herunter und fanden sie, am Kopf blutend und ohnmächtig da liegen; die Frau aber stieg angezogen den

Hof hinauf und wanderte fort. Wie vom Donner gerührt stand Dietrich bei dem jämmerlichen Schauspiel. Osterfeld kam auch herzu; man suchte Karolinen zu erquicken, sie kam endlich wieder zu sich selbst, und man fand, daß sie nur einen flachen Schlag mit dem Kochlöffel über den Kopf bekommen, daß ihr weiter kein Schaden geschehen, und daß sie vorzüglich durch Schrecken und Alteration ohnmächtig geworden war. Jezt erlosch bei Dietrich der lezte Funken Liebe gegen seine Frau, und er schwur hoch und theuer, daß er nie wieder mit ihr unter einer Decke schlafen wolle. Karoline machte nun, ohngeachtet ihrer Betäubung, das Essen fertig. Sie aßen zusammen; allein alle waren doch tiefsinnig und es wollte keinem recht schmecken, Karoline war am traurigsten. Nach Tisch fieng Dietrich an: hört, Kinder! hier ist meines Bleibens nicht mehr, ich fürchte mich vor allen Wänden, last anspannen, ich fahre mit euch nach Rheinau noch die-

sen Nachmittag, dort wollen wir unser Leid vergessen. Dieser Vorschlag gefiel allerseits. In dem Gedanken munterte sich Dietrich so auf, daß es schien, als sei sein Gemüth ganz ruhig, er lies Osterfeld heraufkommen und erzählte ihm den ganzen Vorfall. Das Geld, welches in der Kassa vorräthig war, packte er ein, Karoline muste ihm Kleider, Wäsche und was er zu einem langen Aufenthalt in Rheinau brauchte, zusammen in einen Coffre packen, woran Hans Jakob und Heimburg fleissig halfen. Ihre eigene Sachen suchte sie ebenfalls zusammen und nahm es mit. Nun, Herr Osterfeld! fieng Dietrich an: wenn meine gewesene Frau wieder kommt, so sagt ihr, sie könne ihre Kleider alle zusammen suchen und mit nehmen; sonst aber hat sie hier nichts zu suchen, bleiben sie bei ihr, und gehen sie ihr nicht von der Seite, bis sie wieder fort ist; will sie aber hier bleiben, so sagen sie ihr, daß alles seinen Gang gehen müste, und daß sie sich

erst mit ihrem Mann aussöhnen müste. Osterfeld empfieng alle Schlüssel, ohne ein Wort weiter zu sagen, als: ich wills aufs Beste besorgen. Die Seele des ehrwürdigen grauen Weisen war über diesen Punkt noch nicht aufgeklärt genug, um gesund urtheilen zu können; zu dem wuste er wohl, daß in der Stunde der Leidenschaft vernünftige Einreden vergeblich seien; er schwieg allso und hofte, Zeit und Umstände würden alles bald wieder ins rechte Gleis bringen.

Dietrich, Heimburg, Hans Jakob und Karoline fuhren allso mit ihrem ziemlich bepackten Wagen, den nämlichen Tag noch nach Rheinau und kamen ziemlich spät daselbst an. Ehrenfried und seiner Frau war dieser Besuch ganz unerwartet, sie wusten nicht, was sie sagen sollten; sie wurden aber bald von der ganzen Geschichte unterrichtet. Ehrenfried sas still und starrte vor sich hin. Karoline, die den ganzen Nachmittag geweint und noch ihren Kopf verbun-

den hatte, schauete ihren Schwager mit Augen voller Thränen an, sie sas neben ihm, sie faste ihm die Hand, drückte sie und sagte: Herr Bruder! mir ist nicht wohl! Ehrenfried drückte ihr wieder die Hand und antwortete: ich sehe es, legen sie sich nieder. Nein, Herr Bruder! erwiederte sie: ich fühle, daß meiner Mutter zu weh geschehen ist, das grämt mich in der Seele. Wie! fiel ihr Dietrich in die Rede: hab ich dirs denn nicht recht gemacht? O ja! ja! versezte sie; aber wären wir nur nicht so schnell zugefahren! wäre es nicht besser gewesen, wenn wir langsam die Mutter zu gewinnen gesucht hätten, sie hätte sich allmälig darein geschickt und mir dann auch nicht geflucht; Gott, sie hat mir geflucht! Wenn sie nun noch nichts gewahr worden wäre, so hätte sich der Bruder nach und nach verheirathet, dadurch wäre ihre Hofnung vergeblich geworden: dann würde sie's auch nach

und nach erlaubt haben, daß ich meinen Heimburg heirathen dürfte.

Das gute Mägdchen mochte wohl zum Theil recht haben, Ehrenfried, Theodore, Heimburg und so gar Hans Jakob fühlten, wie ihnen das Herz warm wurde; Dietrich allein blieb standhaft, und doch hätte man denken sollen, er als Mann würde am zärtlichsten seyn. Er schauete um sich und sagte: es geht alles seinen Gang, ich glaube wohl gar, am Ende soll ich noch der Sünder seyn? ich bedank mich gar schön! nein, das Ding kenn ich besser. Schau Mägdchen! sie ist deine Mutter, du hast recht, daß du sie liebst; aber ich kenne sie schon lang, sie hat ihre grosmächtige Raupen. Wie oft hat sie mir flattirt, ich wills jezt nur sagen, es geht doch alles seinen Gang: daß ich kein Testament machen möchte, da wuste sie so fromm und so heimlich herumzuschleichen; aber Dietrich ist so dumm nicht, sie erwischt mich nicht. Kurz und erbaulich: sie hat

mich nur um meines Gelds willen genommen, und um meines Gelds willen mir geschmeichelt, und um meines Gelds willen meinen Hans Jakob an Karoline kuppeln wollen, damit sie nur immer ihre Finger recht tief hätte hineinstecken können. Ich habs wohl gemerkt; aber um des lieben Hausfriedens willen hab ich geschwiegen, und um eben des lieben Hausfriedens willen mag ich nicht mehr bei ihr wohnen, ich kann sie doch nicht mehr lieb haben: denn jezt hab ich so recht tief in ihre Seele hinein geguckt. Doch damit ihr seht, daß ich ehrlich bin, so will ich der Frau alle Jahr vier hundert Gulden zahlen, damit sie ehrlich leben kann, sie mag dann wohnen wo sie will, sie ist meine Frau, es muß alles seinen Gang gehn, ich will sie ernähren, aber nicht mehr mit ihr hausen, sie hat mich zuerst abgeschworen, das muß gehalten werden. Ich bin nun alt, Hans Jakob soll meine Handlung übernehmen, dazu weise ich ihm dreisig tausend Gulden

an, mein Sohn Ehrenfried bekommt auch dreisig tausend Gulden, die kann er auf Zinsen austhun, dreisig Tausend nehm ich für mich, die verlehn ich auch, von den fünfzehen hundert Gulden Intressen zahl ich dann meiner Frau vier Hundert, ich behalte eilf Hundert, davon geb ich meinen Kindern Kostgeld, ich ziehe dann zu dem, wo es mir am besten gefällt, ich behalte dann noch brav übrig, davon verspar ich mir wieder ein Kapitälgen, thue Gutes damit wo ich kann, und so will ich mein Leben ruhig und vergnügt beschliesen. Nun ist noch Geld da, auser dem, was ich zum Waisenhaus und den zehn tausend Gulden, die ich für Karolingen bestimmt habe. Nun muß doch alles seinen Gang gehn, sagt mir ihr Kinder, ihr habt für den Anfang genug, was mach ich denn damit? Ehrenfried, Theodore und Hans Jakob schaueten sich an, keins wollte zuerst reden. Schwester! fieng der junge von der Linden an, du bist das ältest, red'

zuerst. Theodore lächelte und sagte: darf ich einen Vorschlag thun? — alle erlaubten ihr das. Nun! fuhr sie fort: so soll ein jedes von uns dreien seine Meinung auf ein Blatt Papier schreiben, das Blatt dem Vatter bringen, der Vatter zerreist dann alle Blätter, so bald er sie gelesen hat, und sagt niemals, was seine Kinder geschrieben haben. Dieser Vorschlag wurde angenommen, eins gieng nach dem andern an den Pult, schrieb seine Meinung auf ein Quartblatt und brachte es Dietrichen. So wie er sie alle gelesen hatte, so sprang er auf und sagte: da geht denn doch, bei Gott! alles seinen Gang; hört! ich darf sie alle drei lesen. Also erst deins, Theodore!

„Der Vatter muß Karolinen uns an-
„dern Kindern gleich sezen, wenn nicht
„mehr so viel da ist, so stehen wir andern
„um so viel zurück, bis wir alle drei gleich
„sind.“

Nun auch das Ihrige, Herr Sohn!

„Mir dünkt, es sei anständig, wenn der

„Vatter das noch Rückständige unter sei-
„ne zwei Kinder vertheilte, und jedem Frei-
„heit liese, nach Gefallen damit zu schal-
„ten, meinen Theil würde ich alsdann
„Karolinen schenken."

Jezt kommt mein Hans Jakob:

„Der Vatter soll Karolinen das Ue-
„brige geben, wir andern haben genug.

Nun will ich auch sagen, wie ich dachte, fuhr Dietrich fort, mir lags auf der Seele, daß ich gerne Karolinen wie mein eigenes Kind halten wollte; doch dacht ich auch, es müste alles seinen Gang gehen, ich wollte meine zwei Kinder nicht gern mürrisch machen, daher theilte ich mein baares Vermögen in vier gleiche Theile, gab jedem Kind ein Viertel, mir ein Viertel und Karolinen zehn tausend Gulden, die übrigen zwanzig Tausend behielt ich mir nun vor, darüber wollt ich eure Meinung hören; jezt seh ich, daß alles seinen Gang geht. Mit Thränen gieng Dietrich zu Karolinen, welche, nebst ihrem Heimburg,

verstummt und bestürzt da stund, er umarmte sie und sagte; guck Mägdchen! jezt siehst du, wie lieb wir dich haben. Hans Jakob, Theodore und Ehrenfried umarmten und küßten beide, wünschten ihnen Glück und schwuren ihnen ewige Liebe. Heimburg und seine Braut kamen endlich aus ihrer Betäubung zurück, sie wusten nicht, was sie für Freuden und Dank beginnen sollten; so verstrich dieser Abend. Des andern Morgens war auch Karoline munterer: denn sie hatte mit Heimburg verabredet, daß sie die Mutter zu sich nehmen wollten, wenn es ihr anders recht wäre. Bei Karolinen sprach Herz und Blut für die Mutter; ihre Vernunft aber für den Vatter dreimal mehr, sie war indessen froh für sie, daß sie doch nun jährlich vier hundert Gulden hatte und allso nicht Noth leiden durfte, wenn sie auch ihren Haß gegen Heimburg so weit treiben würde, daß sie seine Hülfe ausschlüge.

Diesen Tag führte Dietrich sein Vor-

haben aus: er machte ein in aller Form rechtskräftiges Testament, genau so wie ers den vorigen Abend mündlich verordnet hatte. Eine Abschrift davon wurde hinters Gericht gelegt und das Original behielt Dietrich, doch stellte er jedem Kind eine Copie davon zu. Auch lies er eine für seine Frau verfertigen, und behielt sie, bis daß er wüste, wo sie sich aufhielt.

So bezeichneten diese edle Menschen einen Tag nach dem andern mit Wohlthaten. Hans Jakob kaufte sich ein Haus in der Stadt Rheinau, Heimburg auch. Beide heiratheten ihre Mägdchen und Dietrich blieb bei seinem Sohn, um ihm durch seine Erfahrung in der Handlung beizustehen. Das alles wurde schleunig ausgeführt und in Zeit von acht Wochen vollendet.

Aber während der Zeit begannen Satan und Adramelech zu würken. Wenn eine Familie, oder gar ein ganzes Land glücklich ist, so können diese beide Urbös-

wichte unmöglich ruhig dabei sein. Mir dünkt immer, das Daseyn des Teufels könne nicht besser bewiesen werden, als wenn ein Schicksal durch viele Menschen zum Verderben ausgeführt wird, ohne daß diese Werkzeuge der Bosheit den Plan dazu entwerfen, sondern die Sache gleichsam durch ein höheres böses Wesen geleitet und begünstigt wird. In dieser Geschichte ist wohl dieser Beweis nicht so ganz einleuchtend; es ist aber auch jezo mein Zweck nicht, mich mit den Teufelsläugnern einzulassen.

Die Frau von der Linden nahm ihren Weg schnurgerad zu dem alten Böhling, als sie vom Blumenhof weggieng, um mit ihm Rath zu pflegen: denn sie kannte ihn von ihres seligen Mannes Zeiten her, welcher noch von weitem mit ihm verwandt war; doch würde diese Verwandtschaft wenig gethan haben, aber er hatte ihnen in Familienangelegenheiten viele Dienste geleistet, und die Frau von

der Linden hatte ihm manchen Hasen in die Küche gejagt. Dazu kam aber noch eine Bewegursache, welche die beiden vorigen überwog: sie wuste nemlich die ganze Vergiftungsgeschichte, wie Ehrenfried eigentlich die Hauptursache gewesen, daß der junge Böhling entdeckt worden, und wie Theodore auch das ihrige dabei gethan habe; sie schloß allso nicht ohne Grund, das vätterliche Herz des Alten müste nothwendig gegen ihre Stiefkinder und ihren Mann übel gesinnt seyn, sie faste daher das Zutrauen, er würde ihr rathen können, wenn er auch nicht helfen könnte: denn sein Einfluß war gänzlich gehemmt.

Der alte Böhling empfieng die Frau von der Linden ganz höflich, hieß sie sizen und fragte sie, was sie Gutes brächte? Das Weib erzählte ihre Geschichte mit aller möglichen Bitterkeit des Herzens und gewöhnlichen Vergröserungen. Nun saß aber ein merkwürdiger Fremder da, wel-

cher sich schon etliche Wochen in aller Geheim da aufhielt; er hatte wichtige Aufträge an den alten Böhling vom Prinzen Albert und seinem Sohn, und just in dieser Zeit schmiedeten sie an einem höllischen Plan, der aber durch die Dazwischenkunft der Frau von der Linden verändert wurde. Dieser Fremde, der sich Patriz nannte, hörte den Namen von der Linden zu verschiedenen malen aussprechen, er bemerkte auch, daß von einem Hans Jakob dieses Namens geredet wurde, der in Utrecht sich aufgehalten habe, nun aber wieder zu Haus sei. Da er nun bei diesem Namen ehemals interessirt gewesen, so mischte er sich ins Gespräch und sagte: Herr Böhling! der Frau muß geholfen werden. Ja, antwortete der alte ehrenlose Greis, das solls auch. Hören sie, Frau Base! jezt ist noch nichts rechts zu machen, wenn sie aber noch eine kleine Zeit warten, so kann ihnen Recht verschaft werden, dafür stehe ich ihnen; so eklatantes

Recht, daß sie ihres Mannes ganzes Vermögen besizen soll. Die Frau fuhr auf, voller Herzensfreude rief sie: ist das gewiß? Herr Vetter! er antwortete: so gewiß als ich Böhling heise. Ja! versezte sie; sie wissen aber, daß ich mein bisgen meinem Mann zugebracht habe, wovon soll ich so lang leben? Böhling bedachte sich ein wenig; endlich fieng er an: sehen sie, damit sie erkennen mögen, wie ichs mit ihnen meine, so sollen sie so lange bei mir bleiben und an meinem Tisch essen, bis ich ihnen zu des reichen Dietrichs Vermögen geholfen habe, da können dann seine Kinder betteln, wo sie wollen. Das alles war nun Wasser auf die Mühle des bösen Weibes, sie freuete sich aus der Nasen und sagte: das soll sie nicht reuen, Herr Vetter! denn sie wissen, daß Dietrich sehr reich ist. Gut! gut! versezte er, ich halte mich empfohlen. Der Fremde kam auch herzu, küßte ihr die Hand und sagte: und ich empfehle mich auch Frau von der Linden: denn ich

werde mehr zu ihrem Glück beitragen können, als sie sich vorstellen kann. Ja! ja! sezte Böhling hinzu, das ist gewiß wahr, der Herr da wird auch ein gutes Trinkgeld verdienen. Nun flossen ihr die milde Thränen, ach, ihr Herren! rief sie, helfen sie doch einer armen verlassenen Frau! Beide versprachen ihr das mit völliger Gewißheit; das konnten sie aber auch: denn sie waren ihrer Sache völlig sicher.

Die Frau von der Linden schickte nun einen Expressen nach dem Blumenhof, um alle ihre Kleider zu holen, diese wurden ihr auch willig von Osterfeld eingehändigt. Dieser aber schrieb nun allsofort seinem alten Freund Dietrich, und zeigte ihm an, wo seine Frau wäre. Dieser Aufenthalt machte Ehrenfried einiges Nachdenken: denn er konnte wohl erachten, daß der alte Böhling ein schlimmer Rathgeber für sie seyn würde. Dietrich aber bekümmerte sich nicht drum, er schrieb ihr einen trockenen doch aber höflichen Brief,

schickte ihr die Abschrift seines Testaments zu, und zugleich das erste Quartal seines Vermächtnisses nämlich hundert Gulden. Die Frau nahm auf Anrathen des Herrn Böhlings alles an; sie antwortete ihm aber nichts, sondern lies ihrem Mann nur mündlich sagen: es sei alles gut.

Etliche Tage nachher kam eine alte Frau aus Rheinau auch zum alten Böhling, sie war lange Hebamme und zwar die vornehmste in der Stadt gewesen. Sie hatte mit ihrem Schwager einen schweren Prozeß gehabt, welchen der alte Böhling, als er noch in Geschäften stand, lange Zeit aufgehalten hatte: denn weil sich die Hebamme gut mit ihm hielte und ihm manchen fetten Bissen in die Küche jagte, so schob er die Sache auf, so lange er konnte, weil sie im Besiz des Kapitals und der Handschriften war, welche die Ursache des Rechtsstreits ausmachten. Nachdem aber nun die grose Veränderung am Hof vorgegangen war und andere Leute hinter ihre

Sache kamen, so half sie kein Bitten und Flehen mehr, es wurde Recht gesprochen, und ihr armer Schwager, der bisher jämmerlich gedarbt hatte, wurde nun in sein rechtmäsiges Erbe eingesezt. Die Hebamme wurde fast rasend, sie kam zu ihrem alten Gönner, und in Hofnung der Durchsezung seines Plans, versprach er ihr ebenfalls völlige Hülfe. Im Betracht nun ihrer ehemaligen Freundschaft und Liebe zu ihm, lud er sie auch ein, so lange bei ihm zu bleiben, bis er ihr würde helfen können.

Meine Leser werden sich hier über den alten Böhling verwundern, daß er jezt anfängt, eine solche Rolle zu spielen, besonders da ich oben bei seinem ersten Auftritt von ihm sagte: er sei nicht ungerecht gewesen. Das Wort: ungerecht, hat mancherlei Bedeutungen. Böhling lies sich nicht bestechen, das heist: er nahm kein baar Geld; allein dagegen alles, was in die Küche diente, und wenns auch ein fetter Ochse gewesen wäre. Er sprach niemand Recht

zu, wer Unrecht hatte; aber wenn er sich wohl bei der Verzögerung befand, so lies er die Sache ruhen, das ist, er vergas sie im Schwoll seiner Geschäfte. Einen solchen Mann heist die Routine nicht ungerecht, wohl aber der Menschenfreund und Christ. Er handelte allso nach Eigennuz, und war nur in so fern gerecht, als es ein gutes Gerücht und der öffentliche Leumuth erforderte; aber ganz und gar nicht aus Gewissenstrieb. Bei dieser Gesinnung, und in der jezigen Lage, worinnen er sich befand, ists ganz begreiflich, wie ein äusserlicher scheingerechter innerlich aber ganz gewissenloser Mann sich in die gefährlichsten und schrecklichsten Plane einlassen konnte, in sofern er sich versichert hielt, daß der Erfolg auf einer Seite gewiß, auf der andern aber seiner verlohrnen Ehre und Glück höchst schmeichelhaft war.

Die beiden Weiber wurden bald gute Freunde, ein ähnlicher Verdruß und eine ähnliche Hofnung, vielleicht auch die Aehn-

lichkeit

lichkeit ihrer Karakter, vereinigten ihre Herzen sehr innig. Nun schliefen sie beisammen in einem Bett, weil Böhling daran keinen Ueberfluß hatte. Einsmals lagen sie so beisammen und plauderten von allerhand. Die Hebamme gerieth auf einmal in ein tiefes Nachdenken, hören sie Frau Baase fieng sie an: denn sie hiesen sich Baase blos aus Freundschaft: was mag doch der Fremde hier machen? Oft verschliesen sich die beiden in das Eckzimmergen dahinten und bleiben Stunden lang da beisammen, jezt sind sie gewiß wieder da: denn ich habe die Magd Wein hineintragen sehen, als ich zu Bette gieng. Die Frau von der Linden versezte: wollen wir nicht einmal horchen. Den Henker! antwortete die Hebamme, wenn einer heraus käme, das würde uns übel bekommen. Ei wir wollens wagen, beschloß die von der Linden; damit stunden sie beide auf, schlichen vor die Thüre und mit

dem Ohr ans Schlüsselloch. Nun hörten sie, daß der Fremde sagte:

„Es kann uns nicht fehlen Herr Böh„ling, ihr Herr Sohn kommt nebst dem „Prinzen nach Kölln, in dreien Tagen „können sie da seyn. Nun habe ich schon „einen Getreuen erkauft, der auf den „Fürsten wohl acht giebt, wo er sich wen„det und kehrt, ich werde wohl Gelegen„heit finden, ihm in aller Sicherheit den „Rest zu geben." Hierauf antwortete Böhling: kurz! das Ding gefällt mir nicht, daß der Prinz so nahe ist, er kommt dabei in Verdacht, daß er Schuld an seines Bruders Tod ist; wär er in Holland geblieben, so hätte man nach der That, von Seiten der Regierung, ohnehin zu ihm geschickt und ihn berufen. Der Fremde erwiederte: „dafür ist gesorgt: denn „Albert hält sich so verborgen, daß ihn „kein Mensch errathen kann: denn ge„sezt! es käme etwas heraus, es würde „einer von uns gefangen, es würde auf

„den Prinzen bekannt, daß er die Trieb-
„feder von allem sei, so wär er in Hol-
„land nicht sicher, wohl aber zu Kölln
„im Kloster. Nein! erlauben sie mir, da
„hat ihr Herr Sohn bessere Kniffe im
„Kopf, der hat alles so eingerichtet, der
„ist ja bei dem Prinzen und wird alles
„gut machen." Jezt flohen die Weiber
zurück wieder in ihre Kammer, sie krochen
ins Bett und nun hatten sie Stof genug
zu schwazen. Nachdem sie sich lange ge-
kreuzigt, gesegnet und verwundert hatten,
so fiengen sie nun an, die Dinge zu erwä-
gen, welche auf den Tod des Fürsten fol-
gen würden. Es fiel ihnen nicht ein, den
gräulichen Anschlag zu verrathen: denn sie
ahndeten beide zu viel bei der Sache.
Denken sie nur, Frau Baase! sagte die
Frau von der Linden, wenn Prinz Al-
bert Fürst ist, dann kommt gewiß Böh-
ling wieder ans Brett und dann genade
Gott den von der Lindischen, denen
wirds übel gehen: da kann Ehrenfried

mit seiner wohlweisen Frau wohin er will, und mein Mann wird dann auch seinen Gang gehn, der ihm nicht gefallen wird, da bin ich Hahn im Korb; und ich, sezte die Hebamme hinzu, komm dann auch wieder zum Meinigen, ja wenn Böhling den Fürsten nicht gefürchtet hätte, so hätte er mir längst geholfen. Wissen sie auch, Frau Baase! daß ich die Prinzen, Albert und Wilhelm, empfangen habe? Ei, um Gottes willen! sagte die von der Linden. Ja! ja! fuhr die Hebamme fort: sie sind Zwillinge, Wilhelm ist eine Stunde älter als Albert; ja es hätte wohl anders gehen können. Es war als einmal ein Gemurmel am Hof, man wollte den Albert für den ältesten ausgeben: denn Wilhelm war immer schwächlich, still und blöde; Albert aber war immer flink. Ich denk mein Lebtag dran: als er so ein Bube war, da muste er immer etwas zu thun haben, da lief er einmal im Hofe herum: nun kam ein Hündgen, so ein Bleffertsgen, der

bellte ihn an; was hat der Prinz zu thun? er kriegt mir den Hund am Hals, drückt ihm so lang die Kehle zu, bis er krepirt war. Das war so seine Herzensfreude, etwas Lebendiges tod zu machen, wenns auch nur eine Mücke an der Wand war, das Zappeln der armen Thiere war ihm eine Seelenfreude. Der ganze Hof hatte sein Pläsir an dem Buben, der eine sagte: das giebt einmal einen grosen Helden, der andere sagte dies, der dritte das.

Höre sie, Frau Baase! fieng die Frau von der Linden hastig an, da fällt mir etwas ein: sie ist Hebamme bei den Prinzen gewesen, könnte sie nicht noch sagen, Albert sei der Aelteste, es sei damals ein Irrthum vorgegangen? waren nicht noch mehr Leute dabei? Herr Jeh! antwortete die Hebamme — ja ich glaube gar, daß Albert würklich der Aelteste ist, ich weis es bei meiner Seel nicht recht, ich habe hernach nicht mehr auf die Kinder Acht gegeben: denn die Hofdamen hatten sie

nun unter der Hand. Ja der selige Fürst war selbst bei der Geburt beider Prinzen, hernach noch der selige Doktor Edelmann. Beide Kinder waren sehr schwach, sie wurden gleich vom seligen Hofprediger Seelbach getauft, aber die Leute sind nun alle tod.

Das ist vielleicht gut, erwiederte die von der Linden: man wird ja da etwas auspraktiziren können, ich muß einmal morgen mit dem Böhling reden, es wäre doch besser, wenn der Fürst nicht umgebracht würde, das gäbe einen abscheulichen Lärmen und das ganze Land würde doch den Albert in Verdacht haben. Wenn Albert der älteste ist, so muß ihm doch der Fürst weichen, das ist ja natürlich, und man kanns ihn lehren, wenn er nicht will. Ich will morgen mit Böhling darüber reden. Ja, aber um Gottes willen! versezte die Hebamme: daß sie nur nichts merken, daß wir gelaustert haben. Laßt mich sorgen! sagte die von der Linden.

So brachten die beiden Weiber die Nacht zu. Kein Schlaf kam in ihre Augen über alle die süsen Hofnungen, die sie sich machten: denn nun kam noch dazu, wie glücklich sie seyn würden, wenn Albert erführ, daß sie beide ihm zur Regierung geholfen hätten.

Eine solche gräuliche Handlung, wie die beiden Weiber ausbrüteten, ist blos die Geburt der Gelegenheit. Sie waren von Natur so bös nicht, daß sie so etwas hätten denken können, wenn sie fähig gewesen wären, alle die schrecklichen Folgen einzusehen. Sie waren ärgerlich über ihre mislungene Glücksumstände, das feuerte sie zur Rache an, diese war ihnen allso jezt süs, sie ergriffen die erste beste Gelegenheit dazu, ohne zu bedenken, daß sie auf diesem Weg an einem ganzen Fürstenthum, an vielen tausend Menschen zu eingefleischten Teufeln würden. O, wie mancher ist am Galgen gestorben, der als ein ehrlicher Mann sein Ziel würde er-

reicht haben, wenn die Gelegenheit ihn nicht verleitet hätte! Wie gros und wahr sind die Worte des hohen Apostels: seid **nüchtern und wachet**, das ist: nehmt euch in Acht für allem, was die Beobachtung eurer selbst, eurer geheimsten Neigungen schwächt, und gebt Acht auf alle euere Gedanken, Lüste und Begierden: **denn euer Widersacher, der Teufel, geht umher wie ein brüllender Löwe, und suchet welchen er verschlinge:** denn das mächtige Wesen, welches Gott in der Schöpfung dultet und ihm zuläst, auf das freie Geschöpf der Menschen zu würken, damit er durch Kampf und Proben der Seeligkeit würdig werden könne, ist immer geschäftig, giebt immer Acht, wo ihr am schwächsten seid, und bedient sich aller Gelegenheiten, wie ein auf den Raub lauernder Löwe, um euch zu verderben. Doch ich fahre fort, zu erzählen.

Des Morgens früh eilten die beiden Weiber zu **Böhling**, sie liesen ihm sagen:

sie hätten etwas höchstwichtiges mit ihm zu reden. Böhling lies sie allsofort auf sein Zimmer kommen, wo Patriz schon wieder bei ihm sas, dieser wollte weggehen; allein die von der Linden hies ihn bleiben: denn er müsse es mit anhören. Nun, fieng sie an: denken sie! die Frau Baase da ist Hebamme bei der seligen Fürstin gewesen und hat den Prinz Albert und den Fürsten empfangen. Nun glaubt sie, Albert sei unter beiden Zwillingen der Aelteste.

Hastig rief Patriz: wer war bei der Geburt? Die Hebamme antwortete: der hochselige Fürst, der Doktor Edelmann, etliche Hofdamen und ich; es lebt aber niemand mehr als ich. Tausend T.... fuhr er fort, und sprang auf: Herr Böhling! ist nichts geschriebenes von der Sache in der Welt? — So viel ich weis, nichts: antwortete der Alte; sollte man denn nichts geschriebenes machen können? versezte die von der Linden. Die beiden

Männer sahen sich an und sagten: was wollen sie damit? die Frau sah gar geheimnisvoll aus und erwiederte: hören sie, ihr Herren! sie haben hier zwo Freundinnen, auf die sie sich verlassen können, wir können schweigen wie ein Stein, wir haben gemerkt was vorgeht, von ohngefehr hat Herr Patriz einmal ein Wort gesagt, das hat uns Nachdenken gemacht; kurz, sie sind Willens, dem Prinz Albert an die Regierung zu helfen, und da haben wir beide die Sache so in unserer Einfalt überlegt: das Ding lies sich wohl am besten thun, wenn man beweisen könnte, daß Albert der Aelteste wäre.

Böhling und Patriz erschraken, als sie hörten, daß die beiden Weiber ihren Anschlag wusten, und nun war ihnen sehr daran gelegen, daß sie sich die beiden genau verbanden und sie mit in ihren Plan verwickelten, sie lobten daher die Weiber, und Böhling schien sich so darüber zu freuen, daß er beiden herrliches Essen und

Trinken, und wenn Albert Fürst wäre, das gröste Glück von der Welt versprach. Die beiden Frauen schwammen im Vergnügen und wünschten nur noch jung zu seyn, damit sie des Glücks recht lange geniesen möchten.

Nun lebte in Rheinau ein alter Rechtsgelehrter, ein Mann von Böhlings Karakter, vielleicht noch etwas schlimmer: er war Titularrath und von gegenwärtiger Regierung nicht ohne Ursache auser Aktivität gesezt worden, doch genoß er noch ein Gnadengehalt von vier hundert Gulden, bediente noch Partheien als Advokat und half sich so kümmerlich genug dadurch. Dieser Rath Bösewein war ehemals geheimer Kabinetssekretär des vorigen Fürsten gewesen; dies fiel dem alten Böhling ein, vorzüglich erinnerte er sich, daß Bösewein die gröste Geschicklichkeit besas, fremde Hände nachzumachen, die Gesellschaft beschloß allso, den Rath dahin einzuladen und ihm ihren Anschlag

zu entdecken. Alsbald wurde ein Expresser abgeschickt, und Bösewein war schon da, ehe man ihn erwartete.

Bei diesem fanden sie nun alles, was sie suchten; und damit ich nicht ohne Noth in meiner Erzählung weitläuftig bin, so melde ich nur kurz, daß Bösewein unter seinen Papieren einen alten unbeschriebenen Bogen suchte und fand, darauf mit einer falschen altscheinenden Dinte eine Verordnung niederschrieb, in welcher der verstorbene Fürst seinen Sohn Albert, als den ältesten, zum Erbprinzen erklärte. Indessen da ihm Alberts Karakter von Jugend auf nicht gefallen habe, so sei Wilhelm immer für den ältesten ausgegeben worden; damit aber doch den Gesezen des Hauses nicht zuwider gehandelt würde, so habe der Fürst dieses Instrument verfertigt, und zu Kölln bei einem sichern Mann niedergelegt, welcher es dereinst Alberten einhändigen sollte, in so fern er seine Aufführung ändern würde. Bösewein wuste dies alles so

scheinbar einzurichten, daß es keinem Zweifel unterworfen seyn konnte. Alle freueten sich über diesen Einfall, besonders als sich Böhling erinnerte, es sei damals schon ein allgemeines Landgespräch gewesen: Albert sei der älteste. Die Hebamme fügte hinzu, sie glaube es auch in Wahrheit; sie wisse aber auch, daß man am Hof gemurmelt habe: man wolle Albert für den ältesten ausgeben, weil **Wilhelm** in seiner Jugend schwächlich war. Das dient zur Sache nicht, versezte Patriz, davon muß sie nicht mucksen. Bei Leibe! sagte die Hebamme: dafür sorgen sie nicht. Nun war aber dem Böhling noch eine Schwierigkeit bei der Sache im Wege, er wendete ein: man hat aber doch **Wilhelmen** von der Wiege an als den ältesten erkannt. Da nun gegenwärtige Verordnung viel später eingerichtet sei, so finde sich keine Ursache, warum man gleich vom Anfang an **Wilhelmen** für den ältesten ausgegeben habe; da man doch zu der

Zeit vom Karakter der Prinzen noch nicht habe urtheilen können. Dieser Umstand müsse nothwendig Verdacht erwecken.

Dieser Gedanke war einleuchtend; es muste allso noch ein Mittel gefunden werden, wodurch man dem verstorbenen Fürsten einen Beweggrund andichtete, warum er gleich bei der Geburt den Prinzen Wilhelm für den ältesten ausgegeben habe.

Bösewein fand dazu bald Rath. Aus tiefen Gedanken erwachend, sagte er zur Hebamme: hatte Albert nicht einen Nabel- oder Darmbruch oder so etwas an sich, daß man befürchtete, er möchte bald sterben? Die von der Linden sties die Hebamme an und sagte leise: Ja! Ja! Die Hebamme bedachte sich eine Weile, ja! versezte sie, er war in der That schwächlich: denn ich weis noch gar wohl, daß seine Fontenelle auf dem Kopf so gros wie ein Laubthaler war, und man in den ersten Tagen immer zweifelte, er würde sterben.

Das ist ja vortreflich! rief Bösewein, jezt haben wir weiter nichts mehr nöthig. Nun zerriß er seine erste Verordnung, suchte abermal einen alten weisen Bogen und schrieb eine neue mit der nemlichen Dinte: der vorige Fürst habe wegen der Schwächlichkeit des Prinzen Alberts gleich nach der Geburt Wilhelmen für den ältesten ausgegeben, auch die Sache dabei beruhen lassen, weil Alberts Karakter ihm nicht gefallen habe. Damit aber doch die Rechte seines Hauses nicht gekränkt werden möchten, so erkläre er hiemit den Prinzen Albert für den ältesten und den wahren Erbprinzen, und wolle, daß dieses Instrument bei dem Herrn von L..... zu Kölln, als seinem guten Freund niedergelegt würde, mit dem Bedeuten, daß es dereinst dem Prinzen Albert eingehändigt werden solle, wenn etwa Wilhelm übel regieren, oder sich Albert bessern würde.

Nun war es allgemein bekannt, wie viel

der Fürst auf den Herrn von L.... gehalten hatte, da nun auch dieser Herr tod war, so lies sich alles vortreflich einrichten. Nun wurde aber der Hebamme ernstlich empfohlen, daß sie bei ihrer Aussage beständig bleiben und ja sagen solle: Albert sei der älteste und er sei bei seiner Geburt schwächlich gewesen. Die Hebamme erbot sich, so oft darauf zu schwören, als mans verlangen würde. Nun muste noch die Unterschrift des Fürsten nachgemacht und sein Kabinetssiegel darauf gedruckt werden. Diesen Punkt einzurichten, war dem Rath Bösewein ein leichtes. Jezt wurden nun noch die besten Maasregeln, die man zu ergreifen habe, ausfindig gemacht. Die Hebamme bekam brav Geld, damit muste sie wieder in ihre stille Hütte nach Rheinau zurück kehren, damit ihr Aufenthalt bei Böhling keinen Verdacht erwecken möchte, dabei wurde sie ermahnt, wenn sie der jezige Fürst fordern lies, standhaft bei ihren Worten zu bleiben: denn es

könne

könne ihr ja nichts geschehen; hernach solle sie sehen, wie glücklich sie werden würde. Eben so wollte sich auch Bösewein verhalten: denn weil er als ehemaliger Kabinetsgeheimschreiber auch scharf könnte examinirt werden, so wollte er ganz stille seyn und warten, bis er gerufen würde. Böhling und Patriz beschlossen mit dem Instrument nach Kölln zu Prinz Albert zu reisen, damit sie eines theils in Sicherheit seien, wenn etwa die Hebamme plauderte, oder sonst etwas widriges auskäme, und die von der Linden muste mit gehen, damit sie auch sicher wäre, oder doch nicht plaudern möchte.

Bösewein verfügte sich nun auch nach Haus und bediente sich jenes niedrigen und bekannten Kunstgrifs, ein Siegel nachzumachen. Die Fürstliche Unterschrift gerieth meisterhaft, unten an die Ecke unterschrieb er sich selbst und nun schickte er die Schrift versiegelt seinen Gesellen in der Bosheit

zu. Diese vollzogen ihren Plan und reisten nach Költn.

Während der Zeit, daß etliche Personen am Untergang eines vortreflichen Fürstenpaars, vieler Familien und am schrecklichsten Unglück eines ganzen Landes arbeiteten, bestrebten sich Fürst Wilhelm, seine Gemahlin und so viele rechtschaffene Menschen, so viel Gutes zu thun, als möglich war. Sie träumten sich eine süse Zukunft und entwarfen alle zusammen solche vortreffliche Plane, als sie nur edle und grose Geister erdenken können. Der tiefsinnige Forscher göttlicher Geheimnisse scheitert oft an dem Gedanken: wie es möglich sei, daß die Vorsehung, welche doch allen Menschen wohl will, durch solche Werkzeuge ihr Glück manchmal auf immer vernichten könne? Allein man darf nur aufs Ende, und auf die Folgen sehen, so scheitert man nicht mehr.

Einsmals als Ehrenfried mit seiner Theodore und dem alten Dietrich hinter

dem Haus im Garten in einer Laube sas und sie alle drei göttlich ruhig und vergnügt zusammen waren, so kam ein Laquay von Hof, und brachte Ehrenfried einen Befehl, augenblicklich zum Fürsten zu kommen. Ehrenfried erschrak, daß er zitterte, es ahndete ihm nichts Gutes; er lief allso fort, zog sich geschwind an und gieng ins Kabinet des Fürsten. Dieser sas da traurig, betäubt und mit Thränen in den Augen. So wie Ehrenfried zur Thüre herein trat, reichte er ihm eine Schrift, ohne ein Wort dabei zu sagen. Der Kammerrath las, ward blaß und taumelte hin und her. Ueber eine Weile ermannte sich der Fürst, er stund auf, grif Ehrenfried an der Hand und sagte: ruhig mein Freund! wir gehn, so bald wir können, und theilen unser Schicksal zusammen; ich glaube nicht, daß er mit seiner Familie hier bleibt, wenn Albert zur Regierung kommt. Wie! rief Ehrenfried mit Schrecken und Erstaunen, Ew. Durch-

laucht wollen dem erdichteten Schelmstück glauben? es ist wahrlich falsch, und der Teufel hat wieder sein Spiel dabei gehabt. Wie kommen Ew. Durchlaucht zu dem fatalen Ding? Der Fürst antwortete: ein Syndikus von Kölln nebst dem Herrn von Zittern, sind von meinem Bruder mit der Schrift an mich abgesandt worden; vor einer Stunde waren sie hier, begehrten Audienz u..d überreichten mir das Original, mit der Nachricht, daß es zu Kölln von Notarius und Zeugen sei abgeschrieben und dort dem Rath in Verwahrung gegeben worden. Zugleich sagten sie mir, daß Albert in Kölln sei: denn die Schrift sei unter den Papieren des Herrn von L... gefunden und dem Prinzen zugeschickt worden, darauf sei er dorthin abgereist, und er läßt mir nun sagen: daß ich mich gutwillig an einem mir gefälligen Ort retiriren möchte, damit er nicht nöthig habe, Gewalt zu brauchen. Kammerrath! ich glaube die Sache hat ihre Richtigkeit, ich

habe in meiner Jugend zuweilen ein und anders gehört, das mich fürchten macht, Albert habe recht. Ich will ihm nicht im Weg stehen, ich will die Regierung niederlegen. Um Gottes willen! erwiederte Ehrenfried: seien Ihro Durchlaucht nicht zu rasch, last uns erst die Sache untersuchen, es liegt so vieler Menschen Glück und Unglück in derselben verborgen, daß es in der That eine Gewissenssache ist. Der Fürst antwortete: wenn Gott meinen Bruder zur Regierung durch die Geburt bestimmt hat, so können wir nichts dawider, mir kömmt sie dann nicht zu. Geh er nur, mein Freund! untersucht zusammen, was zu untersuchen ist, ich will zu meiner Gemahlin gehen und sie zu dem Schlag vorbereiten. Ehrenfried bat, der Fürst möchte befehlen, daß der Hof, die Regierung und die Kollegia zusammentretten möchten, damit jeder von dem Vorfall benachrichtiget würde, vielleicht fände sich noch jemand, der Aufklärung in der

Sache geben könnte: denn er zweifelte noch immer, sie sei nicht ganz richtig. Der Fürst nahm den Rath an, er lies den Hof zusammen kommen. Die Regierung, die Kammer und die andern Kollegien versammelten sich, und einem jedem wurde bekannt gemacht, was der Fürst für Nachrichten bekommen habe. Anstatt der bisherigen Ruhe und Friedens bemächtigte sich nun Bestürzung und Unruhe aller Herzen; sehr wenige, die im Trüben zu fischen hoften, waren innerlich zufrieden, ob sie sich gleich äusserlich verlegen anstellten. Nun wurde die Schrift untersucht, man erkundigte sich, wer bei der Geburt der Prinzen gegenwärtig gewesen, und fand, daß alle, bis auf die Hebamme, tod waren. Diese lies man rufen, sie kam vor die Regierung, man fragte sie, lies sie schwören, die Wahrheit zu sagen, und sie bekannte getrost: Albert sei unstreitig der älteste; weil er aber schwächlich gewesen, so hätten alle gegenwärtige viel Geld bekommen,

daß sie alle sagen sollten, Wilhelm sei der älteste. Nun wurde die Frau entlassen und der Rath Bösewein vorgefordert. Dieser muste nun die Schrift besehen, und sagen: ob er sie zu der Zeit, wie der unterschriebene Datum auswiese, auf des Hochseligen Fürsten Befehl entworfen habe? Bösewein stellte sich traurig und bestürzt. Gott! rief er aus: muß denn dies unselige Ding gerad jezt zum Vorschein kommen! wie gern möchte ich sagen, ich hätte es nicht geschrieben! er stellte sich an, als wollte er nicht reden; allein er muste. Nun bezeugte er mit der grösten Umständlichkeit, wie der Hochselige Fürst ihn in der grösten Gewissensunruhe ins Kabinet habe kommen lassen und ihm aufgetragen habe, die Verordnung zu entwerfen, und daß er selbst sie nach Kölln zum Herrn von L.... habe bringen müssen; es sei auch eine Kopie davon versiegelt in die Kabinetsregistratur gelegt worden, sie habe sich aber verlohren, und er wisse nicht, wo sie hinge-

kommen sei. Jezt zweifelte niemand mehr an der Gewisheit der Sache. Alles gerieth in Verwirrung, man suchte im Archiv, in den Registraturen, man beschloß, man verwarf wieder, und es blieb bei dem alten.

Während der Zeit brachte der Fürst seiner Gemahlin die traurige Nachricht bei; er fand sie aber entschlossener und standhafter, als er selber gewesen war, sie fügte sich in den Willen Gottes und stellte sich ihr zukünftiges Privatleben sehr ruhig und angenehm vor. Nun muste Theodore zu ihr kommen, sie hatte freilich ihre Augen roth geweint, aber doch lächelte sie ihrer Freundin entgegen. Komm, Theodore! rief sie zärtlich; komm hier neben mich auf den Sofa! ich bin nicht mehr deine Fürstin, aber deine Freundin — sie weinte wieder und erzählte ihr, was vorgegangen war. Theodore erschrak, als wenn sie vom Donner gerührt wäre. Die betrübten Folgen von Alberts Regierung stunden ihr alle vor der Seele, und zudem sahe sie, daß nun

alle ihre Herrlichkeit zu Rheinau ein Ende habe. Doch faste sie sich auch, denn sie verlies sich, nächst Gott, auf ihr Vermögen, sie konnte nebst ihrem Mann, und wenn sie auch Kinder bekommen würde, reichlich leben; überdas war ihr die Gnade der Fürstin, oder ihre Freundschaft, unschäzbar, und da sie in Zukunft beisammen leben wollten, so träumeten sie sich beide in die angenehmste Zukunft hinüber, weil sie dann die Verhältnisse des Hofs nicht mehr hindern würden, und wurden allso auf ihrem Sofa ganz ruhig.

Indessen machte nun jeder seine eigenen Plane: der Fürst nahm sich vor, nach Hamburg zu ziehen und dort ein Privatleben zu führen; Ehrenfried, der jezt beständig um ihn war, wollte erst seine Sachen in Ordnung bringen und ihm dann dorthin folgen; die übrige Dienerschaft war in der äussersten Verwirrung, viele wären auch gern weggezogen, aber sie hatten kein Brod, und grauten allso für den Dingen, die kommen würden.

Die Abgeordneten von Kölln wurden nun abgefertiget, der Fürst schrieb seinem Bruder und trat ihm förmlich die Regierung ab. Solchergestalt gieng die ganze Veränderung ohne die mindeste Unruhe vor sich; das ganze Land aber trauerte, als ein Edikt von der Regierung angeschlagen wurde, worinnen man die ganze Sache dem Staat bekannt machte. Nirgends wurden Freudenanstalten gemacht, überall war feierliche Stille, und in jedem Herzen Furcht vor der Zukunft.

Prinz Wilhelm und seine Gemahlin nebst ihren treuesten Bedienten, so viel sie ihrer in ihrem zukünftigen Zustand bedurften, zogen indessen heimlich in der Nacht fort, damit keine Empörung entstehen möchte, sie nahmen ihre Chatulle, Juwelen und so viel Möbeln mit, als ihnen zukam, und er hinterlies einen Brief an seinen Bruder, worin er ihm wegen der jährlichen Apanage ein und andern Auftrag gab, und ihm zu der Regierung des

Vatterlandes freundlich Glück wünschte. Ehrenfried und Theodore waren bis auf den lezten Augenblick bei dem edlen Paar, und in der Hofnung eines baldigen Wiedersehens, wurde der Abschied nicht so schwer.

Eine Woche nachher kam Prinz Albert nebst seinen wenigen Getreuen an, der alte Böhling, sein Sohn und Patriz sasen bei ihm in der Kutsche; in einem andern Wagen war die Frau von der Linden nebst dem Sekretär des Prinzen und noch ein Paar andere Bedienten. Die Bürgerschaft der Stadt Rheinau zog ihm entgegen, es wurden Kanonen abgefeuert und des Abends die Stadt erleuchtet; das war alles, was zu seinem Willkommen geschahe. Das erste was der neue Fürst begann, war das gewöhnliche Kompliment, daß er einen jeden seiner Gnade versicherte und in seiner bisherigen Bedienung bestätigte.

Ich halte mich übrigens mit den Ein-

richtungen dieses Fürsten nicht auf, sondern erzähle nur die Lebensgeschichte der Theodore von der Linden und was in dieselbe einschlägt. Ehrenfried, der aus der Gesellschaft des Fürsten wohl schliesen konnte, was er zu erwarten haben würde, beschleunigte seine Geschäfte, nur um so viel mitnehmen zu können, als er zu seinem Unterhalt brauchte, und sich dann je eher je lieber aus dem Staub zu machen.

Ein Paar Tage nach Alberts Ankunft, war die ganze von der Lindensche Familie in Ehrenfrieds Haus beisammen, und sie berathschlagten sich untereinander, wie sie ihre Sachen am klügsten einrichteten, sie überlegten die Sache auf allerhand Art, und da Heimburg jezt wieder auser Amt war, auch noch kein Haus gekauft hatte, so beschloß er mit seinem Geld zum Fürsten von Traubenheim in seine Vatterstadt zu gehen und dort Dienste zu suchen: denn der älteste Prinz hatte kürzlich die Regierung angetretten. Zu diesem Herrn hatte

auch Prinz Wilhelm nebst seiner Gemahlin seine erste Zuflucht genommen: denn er war, wie aus dieser Geschichte bekannt ist, sein Schwager. Hans Jakob, welcher keine Beziehung auf den Hof hatte, wollte, nebst seinem Vatter, zu Rheinau bleiben, und als Privatmann die Handlung fortsezen. Was aber alle zusammen am meisten beunruhigte und was ihnen unbegreiflich vorkam, das war der Aufenthalt der Frau von der Linden am Hof, doch ahndeten sie die eigentliche Ursache nicht von weitem. Trauriger als jemals giengen die guten edlen Leute jezt von einander, und der Schlag, der ihnen bevorstund, schien schon zum voraus ihre Seelen zu trüben.

Des andern Morgens kam zum Erstaunen der ganzen Stadt, ein Notarius, ein Paar Deputirten, nebst einem Kommando Soldaten in Ehrenfrieds Haus, die Thüren wurden mit starken Wachen besezt, alles versiegelt, und dem vortrefflichen

Mann nebst seiner Frau angedeutet, mitzugehen. Tiefer Kummer drang durch ihre Herzen, sie umarmten sich, weinten stumm, küsten sich oft, und Ehrenfried sagte: jezt, mein Kind! gehen die Tage der Prüfung an, aber glaube gewiß, Gott wird uns beistehen und die Versuchung nicht über Vermögen gehen lassen; sei nur standhaft, traue Gott, bethe zu ihm ohne Unterlaß und richte dein Herz ganz auf ihn, so wirst du himmlischen Trost fühlen; ich werde es auch so machen. Nun giengen sie mit der Wache fort. Jedermann schauete verstohlner Weise zum Fenster heraus und opferte diesen allgemeinen Wohlthätern eine Thräne des Mitleids; sie wurden indessen von einander getrennt und jedes in ein enges Gefängnis in Verwahrung gebracht.

Meine Leser werden über dieses Verfahren des Fürsten erstaunen und nicht begreifen können, wie er dazu kam; allein ich will das Geheimniß enthüllen, und dann werden sie für das vortreffliche Ehepaar

zittern. Der junge Böhling, der jezt alles galt, war fürs erste Kabinetssekretär geworden; ihm lag die Vergiftungsgeschichte noch im Kopf, er muste, daß der Fürst, nebst ihm, bei aller Welt im stärksten Verdacht war; zudem stand ihnen, Ehrenfried, als ein thätiger, rechtschaffener, in allem Betracht groser Mann und Günstling des vorigen Fürsten, gewaltig im Weg; ferner muste nun die Frau von der Linden belohnt werden, und endlich hatte auch Böhling seinen alten Groll noch nicht verschmerzt; alle diese Ursachen zusammen brachten in seiner Adramelechsseele den erhabenen — höllischgrosen Gedanken hervor, die Theodore als Giftmischerin der vorigen Fürstin anzuklagen und in Inquisition zu ziehen. Durch diesen Schlag wurden alle Wespen, die auf sein und des Fürsten Herz los stachen, auf einmal tod geschlagen. Er trug dem Fürsten seinen Plan vor, und der gaudirte sich in seiner Seele darüber: denn dadurch

wurde der Haß und der Verdacht des Volks von ihm ab und der Theodore zugewendet. Ehrenfried wurde unwürksam, die Güter confiszirt und der Frau von der Linden geschenkt, und endlich war ja auch die Rache honigsüs. Nur ein Punkt war noch zu berichtigen; wie machte man wahrscheinlich, daß Theodore eine so gräuliche That unternehmen konnte? — Böhling war bald damit fertig, Prinz Wilhelm hatte sich in sie verliebt, und sie liebte ihn zur Vergeltung unmäsig wieder; beiden stand die Fürstin im Wege, sie beschlossen allso zusammen, sie fortzuschaffen. Als aber die Sache fehl schlug, so suchte Theodore den Verdacht dadurch von sich abzuwenden, daß sie der Fürstin die gröste Treue bewies, dadurch gewann sie ihre Gnade, die Liebe des Prinzen verlosch wieder u. s. w. Diese Reden wurden nun ausgesprengt, die Stadt und das Land wurden voll davon, der gröste Theil glaubte ihnen, und nur die Bekannten und Nach-

denkendsten konnten allenfalls die Kabale ahnden, die gespielt wurde. Heimburg hörte mit kaltem Schauder und Todesschrecken dies Gerücht zuerst, er flog zu Hans Jakob, Clementinen und dem alten Dietrich, und erzählte ihnen ohne Umschweif die Gefahr, welche ihnen allerseits über dem Haupte schwebte. Dietrich hatte nie eine so schwarze Bosheit sich vorstellen können, aber seine liebe Tochter, sein goldiges Mägdchen in dem Unglück zu sehen und Gefahr zu laufen, daß sie eines sehr schmähligen Todes sterben würde, das war ihm unaussteblich, er war betäubt, aller seiner Sinnen beraubt und lief aus einer Ecke in die andere. Clementine riß sich die Haare aus dem Kopf, sas auf der platten Erde und weinte. Hans Jakob schnaubte auf und ab in der Stube, griff bald zum Hirschfänger bald zur Pistole, dann sties er schäumend die Worte heraus: **O Cassius! o Brutus! Ihr waret, hol mich Gott! herrliche Kerls, aber —**

Heimburg bat ihn um Gotteswillen, still zu seyn; endlich wurde er so viel ruhig, daß man einen vernünftigen Schluß mit ihm fassen konnte, und der bestand darinnen: sie wollten alle so viel Geld zusammen machen, als sie könnten, alles im Stich lassen, nach einander einzeln und stille aus der Stadt schleichen, dann an einem bestimmten Ort sich wieder versammlen und mit einander nach Traubenheim gehen, allwo sie ferner ihre Maasregeln nehmen wollten; dies alles führten sie so klüglich aus, daß sie schon weit weg waren, ehe es jemand merkte. Diese Entweichung der Familie gab freilich dem Verdacht beim allgemeinen Volk noch mehr Gewicht; allein der Verünftige billigte sie. An Vertheidigung, an Recht und Billigkeit war da nicht zu denken; Dietrich und seine Kinder musten vielmehr erwarten, daß man sie auch noch mishandelte.

Das allerentsezlichste für sie war, daß sie ihre beiden Lieben zurücklassen musten.

Dietrich war am übelsten fortzubringen. Hundertmal schauete er nach Rheinau um, weinte und sagte: das sei Gott geklagt! mein armes goldiges Kind! — Du lieber Gott erbarm dich doch! u. s. w.

Als sie nun an einem sichern Ort waren, so erquickten sie sich mit Essen und Trinken, namen nun ein Paar Kaleschen, und jagten was sie jagen konnten nach Traubenheim: denn sie fürchteten, Prinz Wilhelm möchte schon fort seyn; das hatte aber keine Gefahr: denn sein Herr Bruder, der Fürst August von Traubenheim, hatte ihn überredet, bei ihm zu bleiben und sein Geld dort zu verzehren. Zu dem Ende wies er ihm das schöne Lustschloß zur Residenz an, wo der vorige Fürst während der Kommission gewohnt hatte.

Sie kamen des Abends spät an. Heimburg und Hans Jakob beschlossen allsofort den Abend noch zum Prinzen zu gehen und ihm zu erzählen, wie es dem armen Ehrenfried und seiner Frau gienge. Sie

erhielten alsbald Audienz. Der Prinz empfieng sie auserordentlich gnädig, fragte aber im Augenblick, wo bleibt denn Ehrenfried? Hans Jakob antwortete: Ihro Durchlaucht! der sizt mit seiner Frau, meiner Schwester, im Kerker; mit den Worten stürzte ihm ein Strom Thränen aus den Augen, er fieng an hin und her zu wandeln, Ihro Durchlaucht! rief er: retten Sie Ihren alten Getreuen! Gott verzeih mir meine Sünde! — ich werde sonst, hol mich Gott! ein Brutus. Heimburg erschrak über die Worte und wollte seinen Schwager entschuldigen; allein der Prinz sagte: sie haben nicht nöthig, ihn zu entschuldigen, das thut er selbst; aber warum sizen die guten Leute denn? Heimburg erzählte die ganze Geschichte. Nun erschrak Wilhelm selbst, daß er blaß wurde: denn eine solche Bosheit hatte er sich nicht vorgestellt, er wurde unruhig und sagte: da ist keine Zeit zu verlieren: denn man kann nicht wissen, wozu noch der Ti-

rann verleitet werden kann. Gehen sie in ihr Logis und seyn sie ruhig, ich schaffe Ehrenfried und seine Frau frei und frank hieher, oder ich lasse mein Leben für sie. Heimburg und Hans Jakob wurden entzückt für Freude, sie küsten dem Prinzen die Hand, und sagten: Gott belohne Ew. Durchlaucht dafür. Nun giengen sie wieder in ihr Quartier, erzählten ihrem Vatter und ihren Weibern, was ihnen der Prinz geantwortet hatte und nun nährten sie sich alle mit der fröhlichen Hofnung, sie würden bald ihre Freunde wiedersehen.

Prinz Wilhelm erzählte seiner Gemahlin, wie es zu Rheinau stünde, und er entdeckte ihr, was er vor habe; sie munterte ihn auf, seinen Vorsaz auszuführen und begleitete ihn zu ihrem Bruder in sein Kabinet, welcher eben im Begrif war, sich niederzulegen. Wilhelm sagte ihm die Geschichte ganz kurz und bat ihn, ihm die hundert Mann, welche in der Stadt in Besazung lagen, auf 24 Stunden zu leh-

nen. Fürst August thats von Herzen gern, und ermahnete ihn, sich wieder auf den Stuhl seiner Vätter zu sezen. Nein! antwortete Wilhelm: dafür bewahre mich Gott, das kommt mir nicht zu; aber den Kammerrath und seine Frau muß ich retten: denn sie habens um mich verdient. Alsbald wurde dem Kommendanten Befehl gegeben, in einer Stunde war die Mannschaft bereit, Prinz Wilhelm begab sich an ihre Spize und führte sie an. Des Morgens früh erschien er mit seinem Trupp vor dem Thor zu Rheinau, hier hielt er still und schickte einen Offizier an seinen Bruder Albert mit einem Grus, und dem Ersuchen, allsofort Ehrenfried und seine Frau herauszuschaffen ohne ihnen ein Haar zu kränken; ferner ihr Haab und Gut und alles was sie hätten unversehrt zu lassen, und ihnen alles bewegliche auszuliefern, oder er würde sie mit dem ihrigen mit Gewalt holen. Albert bekam diese Nachricht noch im Bett. Die Stadt Rheinau war

nur mit einer Mauer umgeben, und gar nicht darnach eingerichtet, einer solchen Gewalt zu widerstehen. Albert willigte allso in alles, Böhling wurde im Augenblick geholt, der Abgesandte drang auf schriftliche Antwort, es wurde eine aufgesezt und von dem Fürsten unterschrieben, worinnen Albert alles versprach, was von ihm begehrt wurde.

Während der Zeit, daß dieses vorgieng, kämpften Ehrenfried und seine Theodore jedes in seinem eigenen Kerker mit den traurigsten Erwartungen, sie waren des vorigen Tages jedes besonders verhöret worden, und sie vernahmen ihre Anklage mit dem grösten Entsezen; die Böhlinge, Vatter und Sohn, nebst Bösewein und noch zween Nichtswürdigen machten die Kommission aus, die ihre Sache untersuchen sollte; sie konnten allso leicht denken, was sie zu erwarten hatten, man hatte ihnen schon mit der Folter gedroht, und beide glaubten nicht anders, als sie

würden ohne Zweifel mit dem Leben bezahlen müssen. Man stelle sich die Lage zweier Leute, die bisher lauter Wonne und Vergnügen geschmeckt haben, recht lebhaft vor, man denke sich an ihre Stelle und urtheile, so wird man ihnen nachempfinden können, wie ihnen zu Muth war.

Des andern Morgens um acht Uhr kam ihr wachthabender Offizier, der kündigte ihnen ihre Freiheit an. Beide wurden losgelassen, sie trafen sich vor der Thür des Gebäudes, fielen sich um den Hals und weinten laut, sie knieeten, von ihrer lebhaften und feurigen Dankempfindung gegen Gott durchdrungen, auf freier Strase nieder. Alles Volk lief jezt zusammen, so daß die ganze Gasse lauter Köpfe war, man las jedem die Freude im Gesicht, die er über diesen Vorfall empfand, ob gleich alles still war. Jezt erfuhren sie auch die Ursache ihrer Befreiung: denn Wilhelms Gesandter fand sich zu ihnen und sagte ihnen, daß er vor dem Thor hielt und sie

erwartete. Mit geflügelten Schritten eilten sie fort zu ihm, sie trafen ihn auf dem Pferd mit dem blosen Degen in der Hand, als er sie aber sahe, so steckte er sein Schwerd ein, stieg vom Pferd und umarmte beide. Meine Feder ist zu schwach, zu erzählen, was hier in **Ehrenfrieds** und **Theodorens** Herzen vorgieng.

Nun schickte der Prinz in die Stadt, lies auf dem Posthaus einen Wagen mit Pferden holen, welcher **Ehrenfried** und seine Frau fahren muste, und so begleitete sie ein Prinz mit einer Kompagnie Soldaten nach **Traubenheim** zu den Ihrigen. Den ganzen Weg über schlossen sich die beiden beständig in ihre Arme und vergossen Thränen der Zärtlichkeit und der Freude. Als sie aber zu **Traubenheim** ankamen und an dem Wirthshaus ausstiegen, wo sich ihre Freunde aufhielten, so schwankten sie und konnten kaum Athem holen. **Dietrich**, **Hans Jakob**, **Heimburg** uud die beiden Weiber stunden an

der Thür, ein magnetischer Zug zog sie alle zusammen in Eins und alle weinten. Jezt wurde Dietrich wieder ein Mensch, er schleppte seine Tochter in die Stube, umarmte und küste sie wieder und weinte an ihrem Hals. Nun seis Gott gedankt, fieng er an, es geht doch alles seinen Gang, unser Herr Gott verläst die Seinigen nicht, so wirds auch Prinz Wilhelm gehen, er ist ein Engel Gottes und seine Gemahlin auch; daß Albert der älteste ist, das ist, bei Gott! gelappt, es ist nichts dran, ich habs immer anders gehört, und unser Herr Gott wird ihm auch wieder auf den Thron helfen. Jezt asen sie alle zusammen und waren fröhlich, nichts lag ihnen nun noch am Herzen als ihre Güter: denn sie wusten noch nicht, daß auch Prinz Wilhelm dafür gesorgt hätte. Als sie gegessen hatten, so beschlossen sie, allzusammen zum Prinzen zu gehen und ihm zu danken. Sie giengen hin, der Prinz und seine Gemahlin waren beisammen, Charlotte empfieng

ihre Theodore mit Freudenthränen; der gute Dietrich wuste nicht, wie er sich gebehrden sollte, sein Dank aber drang tief in alle Herzen, weil ein jedes Glied seines Leibes laut redete. Nun sagte ihnen Wilhelm, was er auch in Ansehung ihrer Güter gethan hätte und noch thun würde: ihre Mobilien sollten ihnen ausgeliefert, ihre Intressen bezahlt und ihre Häuser und liegende Güter unangetastet bleiben. Diese vätterliche Vorsorge verursachte neuen Dank.

Nun blieben Ehrenfried und Theodore am Hof, um wieder neue Plane auf die Zukunft entwerfen zu helfen, Dietrich aber und die andern giengen nach Haus, und überlegten ebenfalls, wie sie nun ihre Sachen einrichten wollten. Das erste, was sie vornahmen, war ein Haus zu pfachten, in welchem sie anfänglich beisammen leben wollten, bis man sähe, wie Gott die Sachen ferner fügen würde. Dies geschahe, und nach und nach kamen auch

Mobilien, Geld, Bücher, Schriften, kurz alles von Rheinau und dem Blumenhof an, was nur nagellos war, nichts blieb zurück. Die von der Lindensche Familie lebte allso ruhig von ihren Intressen und Einkünften, es fehlte nichts zu ihrem Glück, als daß ihr thätiger Geist aufgehalten wurde, Gutes zu würken. Doch die Vorsehung gab ihnen nur hier einen Ruhepunkt, eine Erholung, um hernach desto lebhafter handeln zu können.

Fürst Albert hauset indessen zu Rheinau, wie mans von ihm erwarten konnte. Der alte Böhling wurde Präsident aller Kollegien, Bösewein Kanzleidirektor, der junge Böhling war Kabinetsgeheimschreiber, die Frau von der Linden Hofmeisterin, und die vorigen treuen Bedienten wurden zwar beibehalten, aber so eingeschränkt, daß sie nichts thun konnten und auch nicht wollten. Prinz Wilhelm hörte von Zeit zu Zeit die Klagen seiner ehemaligen getreuen Unterthanen und

Bedienten, das Herz that ihm weh, er vergoß oft Thränen der Wehmuth, konnte aber nicht helfen.

Während all diesen Geschichten hörte und sahe man von dem alten Hofrath Heimburg nichts, alle Mühe, die man angewandt hatte, um seiner habhaft zu werden, war vergeblich. Der junge Heimburg litte am meisten dabei, und oft kam ihm in einer melancholischen Laune der Gedanke, fort zu gehen und ihn zu suchen; seine Freunde redeten ihm dann ein und brachten ihn wieder davon ab.

Doch beschloß er einmal, den Bauern Tillmann Gros zu besuchen, um dessen willen sein Vatter so elend herumpilgerte. Seine Absicht war, sich zu erkundigen, ob ihm nicht noch könnte geholfen werden, er beschloß alsdann, die Sache zu übernehmen, weil er doch jezt nichts zu versäumen hatte. In Dienste mochte er jezt noch nicht treten: denn es war gerad keine Stelle vakant, die sich für ihn schickte, und zu-

dem hatte er nun ja Vermögen genug, um warten zu können.

Heimburg fand den Alten zu Haus, er schien ihm ziemlich munter zu seyn und er gab sich ihm zu erkennen. Tillmann fieng gleich von dem armen herumschweifenden Vatter an zu reden, er entschuldigte ihn aufs Beste und sagte: der Herr Hofrath hat nach dem Recht gehandelt, ich kanns ihm nicht verdenken, Gott hatte es so über mich verhängt, jezt habe ich mein Brod so gut wie vorher, ich verlangte doch nun das Gut nicht wieder: denn meine Söhne sind fleisig, sie verdienen brav Geld und ich kann recht wohl leben. Heimburg fiel bei dieser Nachricht ein schwerer Stein vom Herzen, in dieser Freude fragte er den Alten, wie viel ihn ehmals der Prozeß gekostet habe? Tillmann antwortete: baare zwei tausend Gulden. Nun die will ich euch wieder geben, fuhr Heimburg fort, ihr könnt euch das Kapital auf Intresse thun, und ich hoffe, ihr werdet alsdann alles vergü-

tet bekommen haben, was ihr durch meinen Vatter verlohren habt. Nein! rief der Alte, dafür bewahre mich Gott, daß ich das Geld nehmen sollte, nein! nein! das thue ich nicht. Heimburg hielt an; allein es half alles nichts, wenn sie mirs schicken, versezte der Alte, so bekommen sie's entweder wieder zurück, oder ich vermach's den Armen: das lezte könnt ihr thun, edler Mann! erwiederte Heimburg, schickt mirs nur nicht wieder; allein ich hielt dafür, es könnte euern Kindern doch gut thun. Wenn ichs selber verdient hätte, antwortete Tillmann, so hätte ich nichts dawider, aber geschenkt mag ichs nicht, wenn unser einer so viel Geld auf einmal bekommt, so vergaft er sich dran und wird ein Bösewicht, und meine Buben würden alsdann stolz und nicht mehr arbeiten wollen, die zwei tausend Gulden würden bald verzehrt seyn und dann wären wir weniger zur Arbeit geschickt. Lieber Herr! ich bitte sie um Gottes willen, behalten sie das Geld:

denn wenn wirs in die Finger bekommen, so möchten wir der Versuchung nicht widerstehen können.

Zeimburg erstaunte über diesen Mann. Seid mir gesegnet, Mann Gottes! rief er, man findet wenige eures gleichen in der Welt; wißt ihr, was ich dann thun will, wir sind einmal schuldig euch schadlos zu halten, wenigstens mein Vatter glaubt es. Nun ich schenk euch doch die zwei tausend Gulden, sie sind euer, weil ihr aber glaubt, ihr möchtet nicht gut damit haushalten, so will ich euer Haushalter seyn, und euch jährlich hundert Gulden Intressen bezahlen, ich will das Geld auslehnen und die Handschrift für euch und eure Kinder hinters Gericht legen. Der Alte bedachte sich ein wenig, endlich fieng er an: lieber Gott! quälen sie mich doch nicht, — doch damit sie sehen, daß ich eben auch nicht eigensinnig bin, so machen sie's denn so: (aber ich sage meinen Kindern nichts davon.) Die hundert Gulden jährlich, die

thun sie mir immer wieder auf Intresse, und machen sie die Verordnung dabei, daß von dem Geld demjenigen von meinen Kindern und Nachkommen, der durch Krankheit oder Unglück arm wird, geholfen werden soll, sonst soll aber niemand Theil daran haben, nur der arme Unglückliche solls geniesen, sonst niemand, und wenn kein Unglücklicher da ist, so bleibt das Geld immer stehen, und wenn meine Familie ausstirbt, so fällts an die Armen.

Heimburg versprach, die Verordnung genau so in Tillmanns Namen zu machen, sie dem Allmosenamt, nebst den zwei tausend Gulden einzuhändigen, und demselben die Verwaltung zu überlassen. Nun erkundigte er sich auch nach seinem Vater, aber er sah und hörte nichts von ihm; bald fieng er an zu zweifeln, ob er nicht gar verunglückt oder doch im Elend gestorben sei. Dieser Gedanke folterte ihn so, daß er ganz schwermüthig darüber wurde. Indessen dauerte diese Sorge nicht lange

mehr: denn der alte Hofrath zeigte sich bald wieder in seiner vollen Kraft.

Die **Frau von der Linden** war, wie gesagt, Hofmeisterin am Rheinauer Hof; allein sie schickte sich zu dem Amt gar nicht, daher wurden ihr andere Leute zugegeben. Dies verdroß sie: denn sie wuste sich viel damit, daß sie doch die erste Ursache sei und dem Fürsten zur Regierung geholfen habe. Dazu kam noch, daß ihres Mannes Vermögen ihr nicht zu Theil werden konnte: denn dafür hatte Prinz **Wilhelm** gesorgt, und endlich schien es ihr auch, als weñ man sie nicht genug ästimirte, das alles machte sie verdrieslich. Ihre Kamerädin, die Hebamme, war plözlich gestorben, man murmelte davon, als sei sie vergeben worden, ja man sagte sich sogar ins Ohr, daß dies Stück vom jungen **Böhling** ausgeführt worden sei. Allmählig schlich sich allso ein Gedanke der Reue ins Herz der **Frau von der Linden**, ihr Zweck war ihr fehl geschlagen, ihr Haß nach und nach

erkaltet, die Liebe zu ihrem Mann, vorzüglich zu ihrer Tochter, kam wieder in ihre Brust, und nun fieng sie auch an, für ihr Leben besorgt zu werden: denn sie vermuthete wohl, daß man die Hebamme darum aus dem Weg geräumt habe, damit sie nicht plaudern möchte, und daß man bald eben so mit ihr verfahren würde. Endlich gefiel ihr auch das Hofleben gar nicht, besonders weil man sie verachtete, und ihr, wegen ihrer ländlichen Grobheit, manchmal Streiche spielte. Sie überlegte daher in der Stille alles aufs genauste, fand aber, zu ihrem grösten Schrecken, keinen Ausweg; sie wollte fliehen, aber wohin? — Zu ihrem Mann durfte sie nicht kommen: denn sie konnte leicht denken, daß man sie dort verabscheuen müsse, weil sie's mit Albert gehalten habe, und sonst fand sie ja kein Pläzchen in der Welt, wo ihr Fus ruhen konnte, das Geld das man ihr bisher geschenkt hatte, machte nicht viel aus und reichte nicht weit. Zudem,

wie konnte sie, als eine alte und ziemlich corpulente Frau, fliehen, ohne Gefahr zu laufen, daß man sie erhaschen, und sie alsdann ohne Gnade und Barmherzigkeit sogleich hinrichten würde? Das alles machte ihr die Welt zu enge, sie wuste nicht zu bleiben, überall befürchtete sie Gift und Tod. Dazu kam noch ein Umstand, der sie vollends ganz umkehrte: Als sie sich einsmals an einem Abend niedergelegt hatte und endlich in tiefen Gedanken einschlief, so träumte sie sehr lebhaft, als wenn die verstorbene Hebamme in einer fürchterlichen höllischen Gestalt vor ihrem Bett stünde und ihr ankündigte, sie würde bald bei ihr in dem Feuerpfuhl seyn, wo grausame Qualen auf sie warteten; sie hatte blaue Flämmgen sehen aus dem Munde und Nasen des Geistes fahren, sie erwachte mit Schrecken und schwizte für Todesangst. In dieser Noth fieng sie an zu beten, sie rief zu Gott, er möchte sich doch über sie erbarmen: denn ob ihre Sünde gleich un-

ermeßlich sei, so sei Gottes Liebe und Erbarmung noch immer gröser, ja sie wollte gerne mit ihrem Leben bezahlen, wenn sie erst wieder gut machen könnte, was sie verschuldet hätte. Dies warme Gebet begleitete sie mit tausend Thränen, sie fand sich etwas erleichtert, in einer dunkeln Hofnung, daß sie auf ihrer Flucht glücklich seyn könnte, dann wollte sie alles entdecken und hernach gedultig abwarten, was man mit ihr vornehmen würde. Alle diese Seelenstürme hatten sie so entkräftet, daß sie des andern Morgens liegen bleiben muste, man erkundigte sich sorgfältig nach ihr, sogar der Fürst lies etlichemal nach ihr fragen. Das alles aber fruchtete nichts bei ihr: denn es kam ihr immer vor, man schmiede an dem Dolch, der ihr das Herz durchbohren würde. Sie stund des Nachmittags wieder auf und fieng an, heimlich zusammen zu räumen, sie fand fünf hundert Gulden baares Geld, dies verwechselte sie in Gold, packte es in ein Beutel-

gen und dachte nun darauf, wie sie wegkommen wollte.

Etliche Tage hernach kam ein vierspänniger Bauer, welcher etliche Stunden weit von Rheinau zu Haus war und Wein von einem herrschaftlichen Gut gebracht hatte, dieser fuhr mit ledigen grosen Fässern wieder zurück. Nun fiel der Frau von der Linden ein, der Bauer könne sie wohl in einem von den Fässern mitnehmen. So bald er allso abgeladen hatte, so rief sie ihn allein, drückte ihm einen Dukaten in die Hand und brachte ihn damit zum Versprechen, daß er verschwiegenen Mund halten wollte. Nun entdeckte sie ihm ihr Vorhaben, daß sie gern vom Hof fort möchte, sie wolle ihm hundert Gulden zahlen, wenn er sie in einem Faß fort führe. Der Bauer war dazu willig, und sie verabredeten, daß die Frau von der Linden voraus spazieren möchte, er beschrieb ihr einen holen Weg, wo sie auf ihn warten sollte, er wolle mittlerweile in der Stadt einen Vo-

den in einem Faß los machen lassen, sie könne dort hineinschlupfen, den Boden sezte er dann wieder ein, und so könnte sie weit genug wegkommen, ohne bemerkt zu werden.

Die Frau thät etliche Hemder über einander an, kleidete sich, als wenn sie einen guten Freund besuchen wollte, spazierte fort und verbarg sich an dem holen Weg im Gebüsche. Nach ein Paar Stunden kam der Bauer, sie kroch in das Faß, in welchem sie Heu fand, welches der Bauer hinein gethan hatte, um ihr ein bequemes Lager zu machen, er sezte nun den Boden wieder ein und fuhr mit ihr fort. Nach und nach vermißte man die Frau von der Linden am Hof, man ward unruhig und fieng überall an zu suchen, aber man fand sie nicht. Nun wurden der Fürst und alle seine Getreuen bestürzt: denn man befürchtete mit Grund, sie möchte aus Misvergnügen entlaufen seyn und nunmehro ihnen allen ein heises Bad zurichten.

Der Bauer fuhr nun nicht sogleich auf das Herrschaftliche Gut, sondern erst nach Haus, und als es stockfinster geworden war, so machte er den Boden im Faß los und lies die Frau von der Linden heraus, sie bezahlte ihm bei der Leuchte vor der Thür die hundert Gulden, und fragte ihn, wie weit sie noch nach Haselbach zu gehen habe? er antwortete: eine gute halbe Stunde; das machte ihr grose Freude: denn dort wohnte ein naher Vetter ihres seligen Mannes, der Pfarrer Bart; dieser war ein vortreflicher, kluger und allenthalben berühmter Mann, zu diesem wollte sie gehen und sich ihm entdecken. Diesen Plan hatte sie den Tag über in aller Angst im Faß gemacht, besonders weil sie wuste, daß das Dorf in der Gegend lag, wohin der Bauer fahren muste; sie bat ihn allso, daß er sie nun noch dahin begleiten möchte, er war dazu willig und gieng mit seiner Leuchte voran, nachdem er ihr aus seinem Haus etwas zu essen gebracht hatte.

Sie kamen um halb neun Uhr zu Haselbach bei dem Pfarrer an, er war ledig, hatte weder Frau noch Kinder und hielt mit seiner Schwester und einer Magd Haus. Der Bauer gieng vor der Thür wieder fort. Die Frau von der Linden schellte, die Magd machte ihr auf, sie trat ins Haus und bat man möchte den Pfarrer herausrufen, dieser kam und erschrak: denn er kannte sie, wuste auch ihre Geschichte durchs Gerücht. Wie ihm bei dem Besuch zu Muth war und was er ihr für ein Gesicht machte, das läst sich leicht errathen. Nun zerfloß die Frau in Thränen und bat ihren Vetter, sie nicht zu früh zu verurtheilen, bis er ihr ganzes Anliegen gehört hätte: denn sie sei eine busfertige Sünderin und wolle alles wieder gut machen, was sie verdorben hätte. Der Pfarrer ermahnte sie, alles zu erzählen, dies that sie aufrichtig, und nun kam alles heraus, wie Prinz Albert zur Regierung gekommen sei.

Diese Erzählung versezte den Pfarrer in tiefes Nachdenken, ihm ahndete, daß dieser Vorfall ein Mittel abgeben könnte, dem Prinzen **Wilhelm**, zum Glück des ganzen Landes, wieder zur Regierung zu helfen. In dieser Zuversicht freuete er sich, nur fieng nun die Angst an, in ihm zu erwachen, daß man von Seiten des Hofes diese jezt in aller Rücksicht wichtige Person mit aller Strenge in allen Winkeln aufsuchen würde; daher lies er ihr etwas zu essen geben, zog sich an und führte sie eine kleine halbe Stunde weit vom Dorf ab, zu einem sehr seltsamen aber herrlichen Manne, von dem ich auch noch einige Worte vorher sagen muß:

Bernhard von Schleedorn war der Sohn eines verarmten Edelmanns, seine Eltern starben ihm, sein ältester Bruder bekam das verschuldete Gut und er erbte weiter nichts als Ahnen und ein wenig Kleider. Von Jugend auf war er mit einem gewissen grosen und berühmten Pie-

tisten umgegangen, von dem man sagte, daß er ein Rosenkreuzer sei. Dieser Mann lebte sehr geheim, laborirte beständig und machte Arzeneien, womit er den Armen umsonst diente, sonst aber vieles dabei gewann, indem er den Materialisten allerhand verfertigte und verkaufte. Als nun **Bernhards** Eltern tod waren, so nahm sich jener Pietist des armen Junkers an: denn er war so recht nach seinem Sinn, er hatte seine ganze chymische und alchymische Bibliothek durchgelesen, sich mit allen alten und neuen Mystikern bekannt gemacht und war allso nun ein Mann nach seinem Herzen geworden. Er war voll von feurigem Enthusiasmus und Trieb, genau seiner Bestimmung gemäs zu wandeln, und nach dem Sinn des Mistizismus, durch ein immerwährendes beschauliches Leben und Erforschung der geheimen Natur, nach der Lehre der hermetischen Philosophen, zur Gottähnlichkeit empor zu steigen. Ein Vorsaz der in seiner Ausführung, wenn

man nur das Glück hat, seinen Enthusiasmus durch eine etwas aufgeklärte Vernunft leiten zu lassen, die grösesten Reize hat. Nun hatte Bernhard, in Gesellschaft eines grosen Mannes von eben der Denkungsart, viele wichtige Reisen in alle Welttheile gemacht, dieser starb in England und da er keine nahe Anverwandten hatte, so sezte er Bernhard zum Erben ein; dieser kam wieder in sein Vatterland zurück, erwählte sich diese Einöde, lebte da für sich und richtete sich auf einen Fus ein, wie es seiner Denkungsart am angemessensten war. Vor der Thüre dieses Mannes hatte auch etliche Wochen vorher, ehe die Frau von der Linden dahin kam, der gute Hofrath Heimburg gebettelt. Bernhard beobachtete diesen sonderbaren Mann, lies sich mit ihm in ein Gespräch ein und hörte mit Erstaunen die Ursache seines Bettelns. Heimburg wurde dadurch in seinen Augen ein groser Heiliger: denn eine solche Buse und Abtödung des

Fleisches war nach dem strengen Sinn dieses Mystikers der gerade Weg noch in diesem Leben zum Anschauen Gottes zu gelangen; aber eben diese Gesinnung war auch gerad das Mittel, den guten Hofrath zu kuriren, oder wenigstens zur Ruhe zu bringen: denn so bald er hörte, daß Bernhard sein Verfahren billigte, so zerschmolz sein Herz, er gewann diesen Mann lieb und redete freier mit ihm, der war der erste, der ihm recht gab, sonst hatten noch alle Menschen mit ihm disputirt und ihn getadelt. Bernhard glaubte nun, seiner Denkungsart gemäs, er könnte kein Gott gefälligeres Werk vollbringen, als wenn er den alten Heimburg bei sich behielte und ihn bis an seinen Tod verpflegte; und da er hörte, daß der Hofrath den Bettelstab nicht ablegen wollte, so redete er ihm stärker zu und versprach ihm, daß er bei ihm so streng leben könnte, als er wollte; er habe hinten im Haus ein kleines Kämmergen, da könne er auf Stroh schla=

fen, dabei könne er seine Bettlerskleider anbehalten, fasten, Wasser und Brod geniesen, mit einem Wort: sich so sehr kasteien, als ihm gefällig wär. Dieser Vorschlag gefiel dem Hofrath, er lies sich bewegen und blieb da; doch aber mit dem Beding, keinem Menschen in der Welt zu entdecken, daß er sich da aufhielte, weil man ihn sonst mit Gewalt wegholen würde, das versprach ihm Bernhard heilig: denn er hätte es für die gröste Sünde gehalten, diesen Mann wieder in die Welt zu befördern. Indessen waren doch die beiden lange nicht einerlei Meinung: denn Heimburg war nur in diesem einzigen Punkt ein Mysticker, wie wir bald hören werden.

Der Pfarrer Bart, welcher auch die Mystik liebte, wenigstens haßte er sie nicht, war ein sehr guter Freund von Bernhard, er wuste seine Verschwiegenheit, und daß er zu seinen geheimen chymischen und hermetischphilosophischen Absichten viele verborgene Kämmergen, Zellen und Winkel

in seinem Haus hatte, doch war ihm Heimburgs Anwesenheit ganz unbekannt. Daher fiel er auf den Gedanken, die Frau von der Linden sei am sichersten an diesem Ort, bis man aufgehört habe, sie zu suchen. Während der Zeit lies sich dann allerhand unternehmen, um ihr Unterhalt auser Land zu verschaffen; fürs erste war er Willens nach Traubenheim zu der von der Lindenschen Familie zu reisen, ihr den Vorfall zu erzählen und mit ihr zu berathschlagen, was zu thun sei. Er führte den Vorsaz auch schon gleich des andern Tags aus, bestellte einen Vikarius an seine Stelle: denn er wuste nicht, wie die Sache ablaufen könnte und wann er wieder käme: gieng in der Stille fort, ohne jemand zu entdecken wohin.

Bernhard nahm die Frau von der Linden auf, sie bekannte ihre Sünden, wobei dem ehrlichen Mann die Haut schauerte, weil sie aber nun busfertig war, so behandelte er sie mit ernster Liebe. Auch

sahe er wohl ein, wie viel Gefahr er während ihrem Aufenthalt in seinem Haus lief; allein das achtete er nicht: denn er sahe die Gröse der Pflicht ein, wo möglich, etwas zur Befreiung eines Landes von einem Tirannen beizutragen; er sperrte sie allso in den entferntesten Winkel seines Hauses ein, und da seine Haushälterin genau so dachte wie er, so war die Frau von der Linden vor der Entdeckung sicher.

Bernhard pflegte alle Abende in der Dämmerung seinen Gast, den alten Hofrath, zu besuchen, nun erzählte er ihm die Geschichte der vorigen Nacht ganz umständlich. Heimburg erwachte bei dieser Nachricht wie aus einem Traum, sein Geist kam wieder in ihn, man sah ihm an, wie er Kraft und Stärke anzog, unruhig ward und im Kämmergen in tiefen Gedanken auf und ab gieng. Bernhard wunderte sich über diese merkliche Veränderung; wundern sie sich nicht, sagte der Hofrath, ich habe eine Privatfamilie unglück-

glücklich gemacht, ich habe bis daher dafür gebüst; nun geht mir aber die Hofnung auf, daß ich ein ganzes Land glücklich machen kann, das ist mehr als betteln, jezt muß ich fort, ich habe noch mehrere Quellen zu entdecken, womit ich beweisen kann, daß Wilhelm der älteste ist, ich konnte sie aber bis daher nicht brauchen. Bernhard versezte, wenn sie das können so gehen sie fort, Gott segne ihr Vorhaben! Des andern Morgens nahm Heimburg seinen Stab, wanderte in seinen Bettlerskleidern fort und kam des Abends spät zu Traubenheim vor der Thür des Hauses an, in welchem die von der Lindensche Familie beisammen wohnte. Eine Magd öfnete ihm die Thüre, er bat, man möchte den Herrn Heimburg zu ihm rufen, der kam und erkannte im Augenblick seinen Vatter. Voller hoher Freude fiel er ihm um den Hals, beide weinten und küsten sich lange, endlich fieng der Hofrath an: eile, mein Sohn! laß mir

einen Barbier holen, gieb mir Kleider und hilf mir, daß ich in Ordnung komme: denn ich habe wichtige Sachen vor. Nichts fröhlichers hätte er sagen können; der Sohn erfüllte das alles fast in einem Augenblick, er führte seinen Vatter in ein Kämmergen, gab ihm Kleider und einen Bedienten, der ihm helfen muste und bestellte augenblicklich einen Schneider, um ihm ein anständiges Kleid zu verschaffen, und nun lief er und kündigte die frohe Nachricht von der Ankunft seines Vatters an, und daß er wichtige Dinge vorhabe. Jedermann im Hause lebte neu auf und man ahndete grose und wichtige Veränderungen. Pfarrer Bart war auch den vorigen Tag schon angekommen, und hatte durch seine Erzählung Schrecken, Erstaunen, Freude und Betrübniß verursacht.

Ehrenfried machte sich des andern Morgens früh auf, gieng zum Hofrath um sich nach seinem Vorhaben zu erkundigen und wo möglich ihm darinnen behülf=

lich zu seyn. Nun hörte er, daß Briefschaften im Archiv seien, aus welchen unwidersprechlich dargethan werden könne, daß Prinz Wilhelm der Erstgebohrne sei. Lieber Herr Hofrath! fieng Ehrenfried an: warum sind sie aber denn nicht ehender gekommen? — er antwortete: das konnte nicht helfen, die Nachricht die ich weis, war allein zu schwach, und noch jezt muß die ganze Sache mit Klugheit angegriffen werden. Trauen sie alles meiner Erfahrung zu und sorgen sie nicht, es wird gut gehen. Machen sie nur, daß ich anständige Kleider bekomme, damit ich ausgehen kann. Ehrenfried versprach alles aufs Beste zu besorgen. Er lief zum Prinzen, erzählte ihm die ganze Geschichte von seiner Schwiegermutter, von dem wiedergefundenen Hofrath und von seinem Vorhaben, und so entstanden neue Hofnungen in allen Gemüthern.

Während der Zeit war Albert mit seinen Getreuen in gröster Unruhe und Ver-

legenheit, es wurde ein Preis von tausend Gulden auf die Frau von der Linden gesezt. Der Bauer, welcher sie gefahren hatte, bedachte sich nicht lange, auch diese Summe zu verdienen: denn er war schlau genug, einzusehen, daß man ihm nichts zu Leid thun würde, wenn er sie wiederschafte, er gieng allso nach Rheinau, gab sich an, daß er sie mitgenommen habe; er habe aber nicht gewust, daß so viel an dem Weib gelegen wäre, sonst hätte ers nicht gethan. Alles wurde freudig über diese Nachricht, der Fürst mit den Böhlingen und seinem getreuen Patriz lebten nun wieder auf, und im Augenblick wurden etliche Husaren abgeschickt, um den Pfarrer Bart in Verhaft zu nehmen, und ihn zu zwingen, daß er sagen müste, wo die Frau von der Linden sei. Der Bauer wurde reichlich beschenkt und ihm obige Prämie versprochen, wenn er ferner dazu beitrüge, daß man die Frau wieder bekäme.

Der Vater wurde auch beritten gemacht, und so führte er die Husaren nach Haselbach, sie umstellten das Pfarrhaus, ihr Anführer gieng hinein, fragte nach dem Pfarrer, hörte aber, daß er gestern Morgen schon auf etliche Wochen verreist sei, ferner forschte er nach, ob nicht eine Frau von der und der Statur da gewesen sei? die Mägde antworteten: Ja; allein der Herr Pfarrer sei noch desselben Abends mit ihr fortgegangen, sie wüsten aber nicht wohin. Der Offizier gab dem Schulzen den Auftrag, das Pfarrhaus zu bewachen, er versiegelte alles, nahm die Mägde mit und zog wieder nach Rheinau, dort wurden sie verhört und bedroht, aber das war auch alles, sie wusten nichts, man muste sie allso wieder los lassen.

Indessen wurde Bernharden auch angst, er vernahm, daß auf die Entdeckung seines Gastes tausend Gulden gesezt wären, er muste daher jeden Augenblick befürchten, es möchte auskommen: eine

Nothlüge war bei ihm eine Todsünde, im Fall er allso wäre gefragt worden, so hätte ers sagen müssen. Er beschloß daher, die Frau von der Linden in einen Bettler zu verkleiden, sie mit Farben im Gesicht unkenntlich zu machen und über die Gränze zu bringen; er hatte nur eine gute Stunde bis an die Gränze des Fürstenthums Traubenheim und dort waren beide sicher. Er führte den Morgen früh ehe die Husaren nach Haselbach kamen, seinen Vorsaz so vorsichtig aus, daß kein Mensch etwas gewahr wurde. In einem Flecken des Fürstenthums Traubenheim ruhten sie aus, die Frau von der Linden kleidete sich wieder ordentlich; hier nahmen sie nun ein Fuhrwerk bis Traubenheim und begaben sich wieder auf den Weg. Die Frau von der Linden hielte nun kläglich an, daß er sie nicht zu ihrer Familie führen möchte, sie wollte gerne in einem Haus allein seyn, und wenn er zu ihrem Mann und Kindern käme, so möchte er sie bitten, daß sie ihr

erlaubten, nie wieder unter das Gesicht so rechtschaffener Leute zu kommen: denn das sei sie nicht mehr werth. Bernhard billigte das alles und versprachs ihr. Des Abends kamen sie an dem erwünschten Ort an. Bernhard logierte sich mit ihr in ein abgelegenes Wirthshaus und lies im von der Lindischen Haus ansagen, daß sie beide da seien, diese Nachricht verursachte allgemeine Freude. Im Augenblick schickte Ehrenfried einen Bedienten dorthin, der muste sie beide bewillkommen und der Frau von der Linden im Namen der ganzen Familie sagen: sie habe durch ihr jeziges Betragen alles wieder gut gemacht, sie solle nur ruhig und gutes Muths seyn, es würde ihr nicht nur nichts geschehen, sondern sie solle noch recht glücklich in der Welt werden, besonders wenn sie nun fernerhin rechtschaffen seyn und vor Gericht alles aufrichtig sagen würde, was sie wüste; man würde auch eine Wache vor ihr Zimmer stellen, das geschähe aber um ihrer Sicher-

heit willen, damit ihr nicht von Rheinau aus Schaden zugefügt werden könnte. Die arme verzagte Frau wurde dadurch nun wieder ganz ruhig, sie dankte Gott mit tausend Thränen für diese Gnade, und versprach alles zu thun, was man von ihr verlangte.

So sehr auch Karoline ihre Mutter bisher verabscheuet und sich vorgesezt hatte, sie nie wieder zu sehen, so wurde doch jezt ihr kindliches Herz weich, sie suchte von weitem ihren Mann zu erforschen, was er dazu sagen würde, wenn sie ihre Mutter besuchte; allein der billigte ihren Wunsch, daher schickte sie hin und lies sie fragen: obs ihr recht sei, wenn sie sie besuchte? Jezt kämpfte Schaam und Mutterliebe im Herzen der Frauen; doch überwand endlich die lezte, sie lies ihre Tochter kommen; aber mit flehentlichem Bitten, ihr doch keine Verweise zu geben. Karoline gieng hin; beim ersten Besuch redeten sie nur durch Thränen, in den folgenden aber rückten ihre Herzen wieder näher.

Hofrath Heimburg war während der Zeit auch sehr geschäftig gewesen und nun ists an dem, daß ich die Hauptgeschichte fortsezen muß. Der Doktor Edelmann, welcher bei der Geburt beider Prinzen gegenwärtig gewesen, war sein vertrautester Freund, sie hatten zusammen studirt, und da sie die Vorsehung nicht weit von einander in Aemter sezte, so besuchten sie sich oft. Edelmann war nun einsmals zu Traubenheim: denn er wurde zu einem Kranken dorthin berufen, er logierte bei seinem Freund, und auf Veranlassung eines neugebohrnen Kindes in der Nachbarschaft, welches ein sonderbares Muttermaal mit auf die Welt gebracht hatte, geriethen Heimburg und Edelmann in einen heftigen Disput mit einander, der erste behauptete, die Muttermäler entstünden nur von ungefehr und nicht aus Schrecken oder starker Einbildung der Schwangeren, der leztere aber wollte aus vielen Erfahrungen das Gegentheil dar-

thun; sie kamen darüber fast bis zum Zornigwerden an einander.

Ungefehr vierzehen Tage hernach bekam Heimburg einen Brief von seinem Freund, worin er ihm völlig von seiner Meinung überzeugen wollte, und zwar durch eine neue sehr wichtige Erfahrung, die er bei der Niederkunft der Fürstin erlangt hatte.

Diesen Brief, welcher unzweifelbar bewies, daß derjenige unter den Prinzen der älteste sei, welcher das Muttermal auf dem Rücken habe, hatte Heimburg als etwas seltenes aufgehoben. Bei seinem Unglück, als er von Traubenheim weichen muste, hatte er alle seine Papiere eingepackt, versiegelt und ins Archiv in Verwahrung gebracht, er wuste, daß dieser Brief, nebst andern wichtigen Urkunden noch dort seyn müste. Das erste was er allso thät, war, daß er ins Archiv gieng, seine eigenen Sachen heraustragen lies, und sich die Erlaubnis auswürkte, das Archiv zu durchsuchen, weil er noch mehrere Nachrichten

zu finden hofte. Indessen glaubte Ehren-
fried, an dem einen Brief genug zu haben:
denn er enthielt eine höchst umständliche
Erzählung von der Geburt beider Prin-
zen: wie nemlich die Hebamme ihn, den
Doktor Edelmann, herbeigerufen habe,
so bald das erste Kind auf der Welt ge-
wesen, wie sie zusammen den Krebs auf
dem Rücken des jungen Prinzen besehen
hätten, bis die Fürstin, welche noch ein
Kind bei sich gefühlt, unwillig geworden,
und dringend um Beistand gerufen habe;
darauf sei der zweite Prinz auch gebohren
worden, der aber kein Zeichen am Leibe
habe ꝛc. Das übrige, welches nur einen
Schrecken, den die Fürstin vor einem Krebs
gehabt hatte, betraf, intressirte Ehren-
fried weiter nicht. Er eilte mit dem Brief
zum Fürsten, und zeigte ihm denselben;
es ist wahr, so philosophisch sich Prinz
Wilhelm betrug, als er die Regierung ab-
trat, mit so hoher Freude wurde er doch
erfüllt, als er diesen Brief sahe, seine

Gemahlin und Theodore, die fast immer beisammen waren, hielten sich im Nebenzimmer auf, der Fürst rief sie und las ihnen den Brief vor, darauf zog er sich aus, und zeigte ihnen allen den braunen zackigten, und einem gesottenen Krebs ziemlich ähnlichen Flecken unter dem linken Schulterblatt. Jezt, Ehrenfried! sagte Prinz Wilhelm: jezt weis ich gewiß, daß ich der rechte Erbe des Fürstenthums Rheinau bin und mehr brauch ich nicht; mein Gewissen treibt mich nun, meine lieben Unterthanen von einem Tyrannen zu befreien und meine Freunde mit ihnen glücklich zu machen. Aber eben so ists nun auch meine Pflicht, die Frevler exemplarisch und tüchtig abzustrafen; lassen sie allso geschwind die Frau von der Linden verhören und ein Protokoll über ihre Aussagen formiren, ich muß jezt nur fort, damit mir keiner der Vögel entwische, ihr werdet alle bald mehr von mir hören. Ehrenfried eilte, und schickte zween Nota-

rien und tüchtige Zeugen zu der Gefangenen. Während der Zeit wurde in aller Stille wieder eine Kompagnie Fusvolk beordert, sich auf den ersten Wink bereit zu halten, wohin sie Prinz Wilhelm führen würde. Gegen Mittag erhielte der Prinz das Protokoll, um alle Personen zu wissen, deren er sich zu versichern habe, und nun eilte er in aller Stille fort und schnurgerad auf Rheinau zu. Alle diese Anstalten waren so behutsam und in solcher Geschwindigkeit gemacht worden, daß keine Seele am Rheinauer Hofe, wenigstens noch zur Zeit an so etwas dachte. Albert und seine Getreuen waren zwar unruhig wegen der Entweichung ihrer Gehülfin; allein sie hatten würklich wieder einen herrlichen Pfif in der Schmiede, der sollte allem auf einmal ein Ende machen, und der bestund darin, dem Prinzen Wilhelm heimlich vom Brod zu helfen und zugleich auch der Frau von der Linden; nur lies sich das Ding so bald nicht ausführen,

als ausdenken, daher kam ihnen die Rache auf den Hals, ehe sie daran dachten.

Des Abends um neun Uhr rückte Wilhelm mit seinen Soldaten vors Thor, er hatte den blosen Degen in der Hand und ritte voran. Die Thorwache hatte nichts gemerkt, bis Wilhelm schon hineinritt: denn es war sehr finster; nun rief die Wache, man bemächtigte sich aber ihrer und nahm sie gefangen. Nun eilte Wilhelm auf die Hauptwache, befahl, bei Lebensverlust, keine Trommel zu rühren und sich stille zu halten; jezt machte er sich bekannt, die wachthabenden Offiziere versammleten sich um ihn, gaben ihm ihre Freude zu erkennen, und versprachen, alles zu thun, was er befehlen würde. Indessen gabs ein Getümmel in der Stadt, und Wilhelm fieng an zu fürchten, es möchte ihm einer entwischen; er fragte allso auf der Wacht, wo der Fürst, die Böhlinge, Bösewein und ein gewisser Patriz wohnten, der Wachtmeister antwortete: sie werden alle

am Hof beisammen seyn. Nun befahl der Prinz, wenn sie ihm treu wären und bleiben wollten, so sollten sie sich ruhig auf ihren Posten verhalten, bis auf weitern Befehl. Nun eilte er mit seinem Volk an Hof, er gieng zu Fus voran mit dem blosen Degen in der Hand: denn sein Pferd hatte er auf der Hauptwache gelassen, alle Soldaten, die er bei sich hatte, waren auch Fusgänger. In gröster Stille schlichen sie heimlich fort und bemächtigten sich aller Posten. Wilhelm drang in den Saal hinein und sein Volk hinter ihm drein, als Albert und seine Getreuen, welche just sasen und sich berathschlagten, eben ans Fenster gehen und nachsehen wollten, was für ein Geräusch unten im Hof sei? steif und starr stunden sie alle da für Schrecken. Wilhelm rief hinter sich seinen Leuten: wofern einer von denen Herren, die hier beisammen stünden, entwischte, so müsten sie mit dem Leben dafür stehen. Der junge Böhling und Patriz wollten zum Fen-

ster hinaus, aber sie wurden ergriffen, so auch Bösewein und der alte Böhling; verwahrt sie wohl, rief Wilhelm noch einmal: denn wenn einer entläuft, so kostet es das Leben. Albert suchte sich zu retiriren; allein Wilhelm ergrif ihn, bleib Elender! sagte er: danke Gott, daß du in die Hände eines Bruders gerathen bist, gieb mir deinen Degen. Albert gab ihn hin: jezt verfüg dich in dein Kabinet, und laß dir gefallen, daß man dich bewache. Albert gehorchte, und so war der Streich schon glücklich ausgeführt, ehe einmal die entlegensten Familien in der Stadt wußten, daß jemand Fremdes angekommen sei.

Nun lies Wilhelm den Kapitän kommen, der ihm vorher so getreu gewesen war. Der gute alte vernarbte Kriegsmann konnte sich der Freudenthränen nicht enthalten, als er seinen vorigen Herrn wieder sah; da er aber vollends hörte, daß Albert gefangen sei, so hüpfte er für Freuden. Wilhelm lies ihn sogleich wie-

der

der den Eid der Treue schwören, und trug ihm auf, seiner Kompagnie die Regierungsveränderung bekannt zu machen, Ruhe und Ordnung zu erhalten, die fremden Soldaten bei die Bürger einzuquartieren, und zu sorgen, daß sie gut verpflegt würden; zugleich würde es ihm angenehm seyn, wenn auch den Bürgern die Sache bekannt gemacht würde. Der Kapitän nahm alles über sich, überall entstund Jubel und Freude. Erst gabs nur ein Gemurmel in der Stadt; als aber die Bürgerschaft gewiß wuste, daß Prinz **Wilhelm** wieder Fürst wäre, und Albert mit seinen Böswichtern gefangen sei, da war der Freude kein Ende. Der Magistrat versammelte sich augenblicklich und eilte ins Schloß, wo schon die Herren von der Regierung und der Kammer zusammen liefen. Die Bürger fiengen an, ihre Fenster voller Lichter zu hängen, die Küster liefen in die Kirche und läuteten alle Glocken, man fieng an, Kanonen zu lösen, überall

war unaussprechliche Freude und die Traubenheimer Soldaten wurden herrlich traktirt.

Des andern Tages schickte der Fürst einen Kourier nach Traubenheim zu seiner Gemahlin, um ihr den glücklichen Erfolg seiner Verrichtungen anzukündigen, sie ließ augenblicklich Ehrenfried und Theodoren zu sich kommen, empfieng von ihnen die herzlichsten Glückwünsche, und befahl, sich nun so bald als möglich zum Abzug fertig zu machen. Der Fürst von Traubenheim beschloß, seine Schwester zu begleiten, Ehrenfried und seine Frau, der Hofrath Heimburg, sein Sohn und Schwiegertochter reisten mit; Dietrich, sein Sohn und seine Schnur blieben aber zurück, um dort die Sachen in Ordnung zu bringen und dann mit Sack und Pack wieder nach Rheinau zu ziehen. Die Frau von der Linden wurde noch besonders abgeholt und auf eine honette Art zu Rheinau in Verwahrung gehalten.

Der Fürst sezte nun für den Anfang die ganze Dienerschaft genau wieder auf den Fus und in die Ordnung wie vorher; es war aber schon in der kurzen Zeit von Alberts Regierung so viel versäumt, verdorben und so viele Ungerechtigkeiten begangen worden, daß alle Köpfe und Hände genug zu thun hatten, um alles wieder in Richtigkeit zu bringen.

Nun wurde auch die Inquisition gegen Prinz Albert und seine Anhänger vorgenommen; der Frau von der Linden erzeigte man die Gnade, daß man sie nicht vor der Kommission abhörte, sondern es giengen immer ein Paar Herren zu ihr und verhörten sie auf ihrem Zimmer. Anfänglich behalf man sich mit Läugnen; allein der alte Böhling machte der ganzen Sache ein Ende, er gestund alles aufrichtig, und durch diese Bekänntniß brachte ers dahin, daß die andern auch gestunden. Nachdem die Sache nun auf dem reinen war, so wurde nachfolgendes Ur-

theil, welches der Fürst mit Schwalbenau und Ehrenfried abgefaßt hatte, an ihnen vollzogen.

Die Böhlinge, Bösewein und Patriz wurden zu einer strengen ewigen Gefangenschaft auf einen hohen Thurn verbannt und zwar jeder besonders, so daß keiner mit dem andern reden konnte. Der Prinz Albert wurde auf ein vestes entlegenes Schloß gebracht, wo er, nebst den nöthigsten Bedienten, ebenfalls streng bewahrt, und so auf lebenslang gefangen gehalten wurde.

Mit dieser Nachricht verschwinden diese Werkzeuge der Bosheit aus meiner Geschichte, und ich kann nicht umhin, hier eine, wie mir dünkt, sehr nützliche Anmerkung zu machen. Gott hat in den Plan des menschlichen Geschlechts eine böse würksame Kraft verwebt, man lasse mich das sagen und misdeute mirs nicht. Wir finden, daß ein allgemeiner Trieb zur Vollkommenheit alle Menschen auf Erden be-

seelt; ein jeder aber hat seine eigene Idee von dieser Vollkommenheit, bei den mehrsten ist dieser Begrif sehr unrichtig.

Die Offenbarung Gottes in der Natur und in der Bibel stellt uns die wahre Vollkommenheit in der Gottähnlichkeit als ein glänzendes Ziel vor, der Weg, sie zu erlangen, heist Religion.

Nun ists zwar wahr, ein groser Theil der Menschen ist nicht aufgeklärt genug, um jenes glänzende Ziel, und den Weg dahin, zu sehen und zu erkennen, ja der gröste Theil hat gar widrige und höchstirrige Begriffe davon; in so fern haben wir keine bösen Kräfte nothwendig, um das Uebel zu erklären, welches durch Irrthümer des Verstandes herkömmt. Wenn Aberglauben und Schwärmerei, aus wahrhaft frommen Absichten, ohne Eigennuz, blos zur Ehre Gottes andere im Grund edle Menschen martern, verfolgen und töden; wenn sie wirklich meinen, sie thäten Gott einen Dienst daran, so kann man ihnen

weiter keine Schuld geben, als wenn sie die Bildung ihres Verstandes versäumt, und die Augen vor der Wahrheit zugeschlossen haben. In so fern sind alle diejenige, welche wahre allgemeine Aufklärung ausbreiten, Gesandten der Gottheit und wohlthätige Gestirne, deren Einfluß die Welt beseligt.

Aber wenn bei hinlänglichen Einsichten, bei wahrer deutlicher Erkänntnis des Bösen und Guten, ein **Böhling**, ein **Patriz** und **Bösewein** die herrlichen Folgen einer gesegneten Regierung würklich erkennen, gar leicht Theil daran haben könnten, und doch blos aus satanischer Freude zu schaden, sich zu rächen — ich mag nicht einmal sagen, aus Herrschsucht: denn das hätten sie auch als brave Leute, unter Wilhelms Regierung gekonnt — dergleichen erschreckliche Rollen spielen, so kann man das nicht der Eingeschränktheit der menschlichen Natur zuschreiben. Der Verstand ist eingeschränkt: denn das Kind hat nur

die Anlage dazu; aber der Wille ists nicht. So lang er blos seinem leitenden Verstand oder der Vernunft folgt und sich von ihr beherrschen läst, so lang ist er zu entschuldigen; so bald er aber blos seinen natürlichen Neigungen Gehör giebt, so wird er strafbar, und hier äusert sich eben die böse Kraft, welche den Endzwecken der Gottheit zur Vollkommenheit der Menschen entgegen zu würken scheint, im Grund aber dieselben mächtig befördert — mehr, weit mehr befördert, als wenn sie nicht zugegen wär, und dies ist auch die Ursache, warum sie der Schöpfer in seinen Plan zugelassen hat.

Nun mag diese böse Kraft in der Natur der menschlichen Seele ihren Grund haben, oder ein Teufel, ein Ahriman, ein Locke auser ihr existiren, es kommt im Grund alles auf eins hinaus; sie ist einmal da und kann unmöglich geläugnet werden. Die, welche das Daseyn des Teufels nicht zugeben wollen, wissen nicht, wo-

zu er zu brauchen ist; ei! wozu braucht denn Gott das Böse, welches denn doch würklich existirt? es ist das Läuterungsmittel, wodurch Gott so viele herrliche Menschen bildet und von allen Schlacken reinigt.

Die zwei Fragen laufen allso im Grund auf eines hinaus: erstlich, wie konnte Gott eine Menge unsichtbarer böser Wesen schaffen, die seine Absichten beständig durchkreuzen und sie eben dadurch gegen ihren Willen befördern? oder wie konnte er eine Menge sichtbarer, das ist böser Menschen in seiner Schöpfung dulten? diese leztere finden wir durch die Erfahrung bewahrheitet; die erste durch die Traditionen aller Völker und durch die göttliche Offenbarung. Nur die einzige Schwierigkeit waltet dabei noch ob: Kann ein unsichtbares geistiges Wesen, ohne durch die sinnliche Werkzeuge zu würken, Einfluß auf die Seele haben? Die Schulphilosophie sagt: nein! was sagen aber die täglichen

Erfahrungen von Ahndungen? Doch ich mag weiter nichts davon reden: denn es wird Leser genug geben, welche diese paar Seiten überhüpfen werden.

Nach und nach fand sich nun die von der Lindensche Familie wieder zu Rheinau ein, jeder bezog wieder seine alte Wohnung, und die kurze Regierungsveränderung hatte weiter keine Folgen für sie gehabt, als daß sie um einen guten Theil mehr ihr Glück zu schäzen wusten und dankbarer gegen Gott geworden waren. Die Gnade des Fürsten und der Fürstin gegen sie wurde nun auch noch stärker: denn das ist allemal der Erfolg, wenn man Liebe und Leid mit einander erdultet hat.

Kammerrath Heimburg fieng nun auch wieder an, in seinem vorigen Fach zu würken, er zog wieder über Land und sezte seine Untersuchungen fort; sein Vatter aber bettelte nicht mehr, sondern er begab sich zur Ruhe. Der Fürst wollte ihm eine Bedienung geben; aber er verbat sie sich

wegen seinem Alter, doch nahm er ein Gnadengehalt an, welches ihm jährlich ausbezahlt wurde. Sein Sohn hatte ihm erzählt, wie er den Bauern befriedigt habe; das beruhigte den Alten nicht so sehr, als daß ihn Gott gesegnet und an seiner Stelle die Restitution vollzogen habe; der eigentliche Grund seiner Beruhigung war aber wohl der, daß er ein Werkzeug zur Beglückung eines ganzen Landes abgegeben hatte, und das ist würklich etwas groses.

Dietrich von der Linden mochte von seiner Frauen nichts mehr sehen und hören, doch hielt er sein Testament: denn als sie nach Vollziehung des Urtheils an ihren Mitgenossen der Bosheit frei gelassen wurde, so wies man ihr an einem abgelegenen Ort einen Wittwensiz an, wo sie ihre vier hundert Gulden ununterbrochen erhielt, so lange sie lebte.

Nachdem nun **Heimburg** seine Untersuchungen vollendet hatte, so fand sich, daß

kaum die Hälfte des Kapitals 1,400,000 Gulden zum allgemeinen Schulfond nöthig sei, das andere bestund mehrentheils in Stiftungen, welche schon hin und wieder an die Schulen gemacht worden, und überdas lagen noch viel Gemeingründe unbenuzt, welche verpfachtet und der daraus erwachsende Geldantheil zum Kapital geschlagen werden konnte. Er fuhr allso fort, und durch eine herrschaftliche Verordnung unterstüzt, fieng er nun an, von Dorf zu Dorf zu reisen, und überall die Gemeingründe, zum Besten ihrer Schulen, zu Aeckern und Wiesen zu verpfachten: denn im ebenen Lande hatte schon von alten Zeiten her der starke Kornhandel, wobei man nichts zur Weide entbehren konnte, den Kleebau und die Stallfütterung eingeführt; in dem bergigten Theil aber waren die Gemeinwaiden noch völlig im Schwange, wurden aber auch durch Heimburgs Vorschläge und Anstalten allmählig abgeschaft. Der Fürst that endlich auch

noch dadurch das seinige dabei, daß er auf ein Paar Jahre nur den Rheinzoll den Schulanstalten widmete. Als das Kapital, welches überhaupt erfordert wurde, völlig ausfündig gemacht worden war und der Fürst nun sahe, daß Heimburgs Plan keinen Schwierigkeiten mehr unterworfen sei, so lies er ihn zu sich kommen, redete freundlich mit ihm, und übertrug ihm das völlige Direktorium der Schulsachen im ganzen Land, doch mit dem Beding, von Zeit zu Zeit von allen seinen Verrichtungen unterthänigsten Bericht abzustatten. Er bekam den Titul als Generaldirektor des Schul= und Erziehungswesens, mit einem Gehalt von zwei tausend Gulden. Man sezte ihm zween würdige Geistlichen an die Seite, welche seine Assessoren waren, diese drei machten ein sogenanntes Schulkonsistorium aus, und von diesem hieng im Schulfach alles ab.

Ich will hier nur kurz die Hauptstücke der Heimburgischen Einrichtung erzälen,

weil sie nach meiner Einsicht die vollkommenste ist, die man sich denken kann.

In einem abgelegenen Städtgen, wo alles höchst wohlfeil war, wurde eine hohe Schule angelegt, mit allen dahin gehörigen Rechten und Freiheiten. Die Lehrer wurden gehörig besoldet, und hatten völlige Gerichtsbarkeit über sich und ihre studierenden Jünglinge.

Zu den Lehrstunden wurde ein ordentliches dauerhaftes räumliches Gebäude aufgeführt, eine Bibliothek nebst den gehörigen mathematischen, physischen und andern Werkzeugen angeschaft, kurz alle Hülfsmittel besorgt, welche zum Zweck dienlich waren.

Der erste Lehrer gab Stunden in der teutschen Sprache und im Schreiben; der zweite im Rechnen und der Mathematik; der dritte in der Musik, besonders im Choral und dem Kirchengesang; der vierte in der Physik, der Landwirthschaft, der Fabriken und Handlung; der fünfte in der Erziehungskunst und in der Religion.

Die ganze Einrichtung war so beschaffen, daß ein fähiger Jüngling in zwei Jahren fertig werden und mit vier hundert Gulden auskommen konnte. Da nun in Zukunft jede Dorfschule so viel Gehalt gab, daß ein honetter Mann ehrlich mit Frau und Kindern dabei leben konnte, so fehlte es dieser hohen Schule an Zulauf nicht; damit aber auch dieser nicht zu gros würde, so durften die Lehrer keinen jungen Menschen annehmen, bis sie genugsame Ueberzeugung von seinen Fähigkeiten und von seinem guten Karakter hatten. So hatte allso Heimburg auch denen fähigen Söhnen nicht begüteter Beamten eine anständige Quelle des Auskommens eröfnet: denn nun schämte sich der Sohn eines Pfarrers, eines Raths u. s. w. nicht mehr, Schulmeister zu werden. Zugleich wurde die Schmach, welche noch überall auf dem Schulamt haftet, weggewischt; welches aber das allervornehmste und eigentlich der Hauptzweck der ganzen Sache

ist, allgemeine Aufklärung und gesunder Menschenverstand in allen Stücken unter die gemeinste Menschenklassen verbreitet. Das folgende Menschengeschlecht hatte nun aufgeräumte physische Begriffe, dummer Aberglauben mit allen seinen Folgen dämmerte weg, Vorurtheile in der Landwirthschaft und allen andern Gewerben verschwanden und an deren Stelle fieng man nun an, nach Grundsäzen zu handeln, mit einem Wort, unendlich glückliche Folgen begleiteten nun den Würkungskreis aller Menschen in allen Gewerben. Fürst Wilhelm und sein Heimburg erlebten noch einen Theil der seligen Würkungen ihrer Anstalten, sie schaueten noch in die glänzende Morgenröthe mit freudigen Augen hinein, welche den schönsten Tag über Land und Leute ausbreitete.

Kammerrath Ehrenfried und seine Theodore waren nicht weniger vortrefliche Werkzeuge in der Hand Gottes zur Glückseligkeit des Vatterlandes. Was sie

noch für herrliche Thaten, nach obiger schweren Prüfung, vollbrachten, ist nun noch übrig zu erzählen.

Das Fürstenthum Rheinau ist ein Fruchtland, seine Einwohner sind größtentheils Bauern, hin und wieder sizt ein reicher Kornhändler, der ihnen jährlich ihren Ueberfluß abkauft und damit auser Land Handlung treibt. Diese Leute sind dem Landmann sehr nüzlich, wenn sie gerechte brave Leute sind, im Gegentheil aber drücken sie ihn und saugen ihm den lezten Blutstropfen aus den Adern. Nun ist aber der gröste Theil der Menschen eigennüzig, folglich auch der Kornhändler, daher kam es, daß der Bauer im Rheinauischen zwar satt zu essen aber keine Kleider auf dem Leibe hatte: denn die Fruchtpreise waren immer so gering, daß sie kaum zureichten, die herrschaftlichen Abgaben zu bestreiten. Wenn nun noch über das einer mit Krankheit, Viehsterben,

Feuers-

Feuersbrünsten und dergleichen Unglück heimgesucht wurde, so fand er anders kein Mittel, sich zu helfen, als bei seinem Kornhändler Geld aufzunehmen, und ihm sein Gut zu verschreiben. Nun waren ihm aber auch alle Mittel benommen, diese Schuld je wiederum abzutragen: denn er behielt nichts übrig, die Intressen kamen noch dazu, dafür nahm der Kornhändler noch einen Theil von der Nothdurft des armen Schuldners weg, so muste er verarmen und endlich auswandern: denn sein Gläubiger nahm das Gut und verpfachtete es. Daher kams, daß gewiß der dritte Theil des Fürstenthums den Kornhändlern gehörte und verpfachtet war; allein diese Pfachter konnten eben so wenig bestehen, als die vorigen Eigenthümer, sie musten ebenfalls entlaufen, daher entstund nach und nach ein Unwerth der Güter, der seines gleichen nicht hatte, und man fand ganze Strecken Landes ungebaut. Ehren-

fried sahe dies Elend nach und nach ein und er entwarf einen Gewerbplan, der die herrlichsten Folgen nach sich zog, der Fürst genehmigte ihn ganz und er wurde allsofort ausgeführt. Und eben hier zeigte Hans Jakob von der Linden den grossen Mann, der in ihm gesteckt hatte, wie im Verfolg erhellen wird.

Der Plan bestand in folgenden Hauptstücken:

In allen Kirchdörfern, Landstädten, vorzüglich aber in der Stadt Rheinau wurden Fruchtmärkte errichtet und freier Handel in und auser Land verstattet. Dies wurde zuerst ausgeführt und in einem Jahr stiegen die Preise schon um ein Viertheil, die Bauern fiengen an zu jauchzen und die Kornhändler zu murren.

Während der Zeit errichtete man zu Rheinau ein Fruchtmagazin auf eine sonderbare Art, dessen Würkung vortrefflich war: man sezte einen Mittelpreis auf

jede Fruchtsorte, so lange die Früchte auf dem Markt binnen dem Raum eines halben Gulden unter dem Mittelpreis und einen halben Gulden über demselben waren, so ruhte das Magazin; waren aber die Früchte wohlfeiler als einen halben Gulden unter dem Mittelpreis, so kaufte das Magazin ein, aber nicht in dem jezigen Marktpreis, sondern genau einen halben Gulden unter dem Mittelpreis, folglich gab es mehr, dadurch zog es die Bauern an sich, häufte Frucht auf, so lang bis die Marktpreise so hoch gestiegen waren, daß sie wieder dem Mittelpreis nahe kamen. Stieg der Preis der Frucht über den Mittelpreis, so ruhte das Magazin und lies das Land handeln; kamen aber die Preise auf einen halben Gulden über den Mittelpreis, so fieng das Magazin an in und auser Land zu verkaufen; es verkaufte aber wieder nicht theurer als gerad einen halben Gulden über den Mittel-

preis und allso wohlfeiler als alle andere, mithin zog es die Käufer an sich, dadurch wurden die Früchte wieder wohlfeiler. Solchergestalt gewann das Magazin an jedem Malter Frucht einen Gulden und konnte recht wohl bestehen.

Hans Jakob steckte zwanzig tausend Gulden in den Magazinhandel, Ehrenfried und Heimburg jeder eben so viel, der Fürst schoß auch eine Summe dazu, nach und nach auch verschiedene Kornhändler; denn ihre göldene Zeit war vorbei, und sie waren froh, daß sie so viel noch verdienen konnten.

So wurde allmälig der Bauer glücklich, die Güter wurden theuerer und man fieng allenthalben an, derselben zu kaufen. Ehrenfried sahe wohl ein, daß dies bald schädliche Folgen haben würde: denn der Reiche, welcher Geld hatte, kaufte sie an sich und verpfachtete sie; da nun die Pfachtgüter dem Aufkommen des Landes durch-

aus schädlich sind, so wurde eine Verordnung gemacht, daß kein Landmann mehr als ein Gut haben solle, und den grosen Gutbesizern wurde dazu noch empfohlen, ihr Gut unter zwei oder mehrere Kinder zu vertheilen, je nachdem sie sich darauf nähren konnten; dadurch wurde nun dem allgemeinen Trieb, Güter zu kaufen, gewehrt, nur die Leute, welche keine hatten, kauften sie, und Ausländer, welche die gesegnete Regierung dieses Landes kannten, zogen sich herbei und baueten sich an; so wuchs die beschäftigte und nüzliche Bevölkerung auf allen Seiten, und das Fürstenthum Rheinau fieng allmälig an, eines der schönsten und blühendsten Länder zu werden. So wurde allso die Landwirthschaft allmälig auf einen glänzenden Fus gesezt, und hier fieng nun Hans Jakob an, eine Säule und Stüze seines Vatterlandes zu werden, er war höchst aufmerksam auf alles, was sein Schwager thät

dieser verschwieg ihm aber auch nichts, sondern entdeckte ihm gleich anfangs die ersten Keime seiner Vorschläge: denn der junge von der Linden, der auf dem Land erzogen war, wuste viele kleine Umstände besser, und trug daher manchen schönen Gedanken zum Planmachen bei.

Vorzüglich aber zeigte er sich bei der Ausführung als ein groser Mann, er durchreiste die Fruchtmärkte des Landes, bemerkte die Preise und schrieb sie auf, darnach richtete er sich dann bei seinem Magazin, was aber das vortrefflichste bei der ganzen Sache ist, das war seine unersättliche Begierde, dem Land zu nuzen; nie dachte er dran selber zu gewinnen, sondern nur Segen und Gedeihen auszubreiten. Ich könnte einen ganzen Band allein mit seinen uneigennüzigen Handlungen anfüllen, wenn es zu meinem Zweck diente und den Leser genugsam intressirte. Nur ein Beispiel aus hunderten will ich

erzählen: Er kam einsmals in eine Landstadt geritten, wo just Fruchtmarkt war, nun fand er zehn bis zwölf Bauern da halten, ihre Säcke waren aufgebunden, aber es lies sich kein Käufer sehen, flugs stieg er ab und fragte: sind keine Käufer hier? Ja wohl! antworteten sie; aber die Bäcker, welche sehen, daß keine fremden Käufer da sind, haben sich verabredet, uns nur so und so viel zu geben; er fragte ferner: wie viel wollt ihr denn fürs Malter haben? sie sezten einen Preis, der noch unter dem Magazinpreis war. Gut! sagte er: ich kaufe euch alle eure Früchte für den Magazinpreis ab und zahl euch euren Fuhrlohn dazu, ladet nur auf. Nun kamen die Bäcker allmälig herbeigeschlichen; aber es half nichts, die Bauern fuhren fort und Hans Jokob ritt mit ihnen. Solcher herrlicher Stücke führte er viel aus. Oft zog er zu Fus durchs Land, und überall, wo er hin kam, da unterrich-

tete er den Landmann bald im Ackerbau, bald in der Viehzucht, vorzüglich aber in dem landwirthschaftlichen Handel, alle Bauern kannten ihn und verehrten ihn als den allgemeinen Wohlthäter; wenn zween Streit mit einander bekamen, oder wenn einer Rath begehrte wegen seiner Gutseinrichtung, so war Hans Jakob von der Linden das allgemeine Orakel, er hatte eine auserordentliche Gabe, zween zu vergleichen: denn weil er etwas drollicht in seinen Ausdrücken, und dabei von Güte des Herzens überfliesend war, so besänftigte er die erbitterten Herzen gar leicht.

Fürst Wilhelm, welcher nach und nach diesen herrlichen Mann kennen lernte, gewann ihn sehr lieb, er machte ihn zum Oekonomierath mit Kammerraths Rang, in diesem Karakter blieb er bis an seinen Tod. Man wollte ihm oft Aemter geben und ihn in Geschäfte ziehen; allein das

wollte er nicht: denn er sagte: ich bin einer von Gottes Haushältern unter den Menschen, das macht mir genug zu thun, dabei will ich bleiben.

Ehrenfried blieb aber bei Verbesserung der Landwirthschaft noch nicht stehen: denn das Land konnte viel mehr Menschen ernähren, als es würklich ernährte; jezt hatte es nur Bauern, etliche Kornhändler, und blos die Handwerksleute und Taglöhner, welche für jene Menschenklassen Arbeit fanden. Er sann daher auf Fabriken: denn er wuste wohl, daß eine Menge Handwerksleute und Fabrikanten bei dem wohlfeilen Preis der Viktualien recht gut würden leben können, und er hofte, durch eine solche Beschäftigung, das Glück seines Fürsten und des Landes aufs höchste zu treiben. Er verfiel auf die Wollenmanufaktur: denn er wuste, daß jeder Bauer wollen Tuch brauchte. Zu dem Ende fieng er zuerst damit an, daß er die Bauern

zur Schaafzucht aufmunterte, bis daher hatten sie keine gehalten, weil es ihnen an Waiden fehlte, nun wurden sie aber aufgemuntert, durch Preise und andere Mittel, etliche Schaafe auf dem Stall zu füttern; so konnte jeder Bauer Schaafe halten, eins, zwei oder mehrere, je nachdem ers gut fand, zugleich zeigte man ihnen die besten Mittel an, wie man vortrefliche Wolle erzielen könne, und was dergleichen Vortheile mehr waren. Da nun das ganze Land bisher erfahren hatte, daß Ehrenfrieds Vorschläge angiengen und nüzlich seien, so folgte jeder willig, und es währete nicht lange, so fand man im ganzen Land eine herrliche Schaafzucht.

So wie aber der Bauer anfieng Schaafe zu halten, so wurden auch Anstalten zur Spinnerei gemacht; man errichtete ein Spinnhaus zu Rheinau, welches zum Zuchthaus für liederliche Weibsleute dien-

te, im Hospital führte man die Kinder zum Wollspinnen an, im Waisenhaus auf dem Blumenhof desgleichen, und überhaupt sezte man schöne Prämien auf das schönste und beste Garn.

Indessen wurde ein Wollmagazin angelegt, der Fürst kaufte den Bauern ihre Wolle in einem ehrlichen Preise ab, damit die Schaafzucht nicht wieder zurück gienge, aus diesem Magazin bekamen sie die Spinner und das Garn wurde wieder dahin gebracht. Während der Zeit fanden sich wohlhabende Leute, die das Magazin übernahmen, dem Fürsten sein Geld wieder gaben und nun zu fabriziren anfiengen.

Kurz! in wenig Jahren wurde, vermittelst wohlgewählter Schauanstalten, so viel schönes wollenes Tuch von allerhand Güte und Farben im Fürstenthum Rheinau verfertigt, daß man nicht nur alles fremde entbehren, sondern auch einen

guten Theil ausführen konnte. Nun verband man noch Zeug= Hut= und Strumpffabriken damit, und erreichte allso den Endzweck völlig und noch besser, als man sich ihn anfänglich vorgestellt hatte.

Ehrenfried that noch sehr viel nüzliches in allerhand kleinen Anstalten, und er genoß die Gnade seines Fürsten bis an sein Ende ununterbrochen: denn der Fürst war ein sehr rechtschaffener Mann, und Ehrenfried den Lehren seines alten Freundes Thiele sehr getreu, er stieg nie auf Unkosten eines andern, sondern wie es sein Dienst mit sich brachte, so, daß es ihm allso ein jeder gönnte. Er wurde endlich in seinem fünfzigsten Jahr Präsident aller Kollegien, und allso der nächste nach dem Fürsten, dessen rechte Hand er von jeher gewesen war, und wenn jemalen Freundschaft zwischen Fürsten und ihren Dienern statt finden kann, so fand sie hier statt. Wilhelm und Ehrenfried

lebten in der grösten Vertraulichkeit zusammen, lezterer misbrauchte sie aber auch nie. Sie wurden auch zusammen alt, der Fürst starb zuerst ohne Kinder, und das Land fiel ans R....sche Haus, Ehrenfried überlebte ihn nicht lange.

Dies ist die Geschichte eines der rechtschaffensten Männer, die je gelebt haben, und jezt ist nur noch übrig, daß ich auch die Heldin dieses Werks glorreich zum Ende führe. Sie war doch eigentlich die Seele und die Triebfeder von allem Glück ihrer Familie, und daher mit Recht die Hauptperson auf unserm Schauplaz. Als Theodore von der Linden sahe, daß ihr Mann, Bruder und Schwager so viel herrliche Sachen ausführten, und so viel Gutes stifteten, so wurde sie traurig, sie beklagte sich oft gegen ihren Mann, daß das weibliche Geschlecht so wenig Anlage und Anlaß habe, Gutes zu thun. Ehrenfried tröstete sie damit, daß sie gnug

thäte, wenn sie ihre Kinder zu rechtschaffenen frommen Menschen erzöge und ihre Haushaltung treu versorgte; aber damit war ihr groser Geist nicht zufrieden, sie antworte, das will ich ohnehin thun, ich werde da nichts versäumen; aber ich muß noch mehr thun Wenn eure Kronen dereinst in jener Welt mit so vielen vortrefflichen Juwelen prangen werden, so siz ich dann da und glänze nicht, dann erinnerte er sie an die Stiftung des Waisenhauses auf dem Blumenhof; allein auch das beruhigte sie nicht, es arbeitete noch ein groses Werk in ihrer Seele, und endlich fand sich Gelegenheit zum Ausbruch.

Es kam eine gewisse Familie aus Braband nach Rheinau, welche wegen der Religion dort auf allerhand Art gedrückt worden war, der Mann schrieb sich Caleckbörner (Kalkbrenner.) Dieser Kalkbrenner war sehr geschickt in der feinsten Zubereitung des Flachses, er konnte ihn

so fein bearbeiten, daß er wie Seide wurde, seine Frau, sein Sohn und seine Tochter waren eben so erfahren in dieser Arbeit, besonders auch im Feinspinnen und Bleichen; die Frau und die Tochter aber machten die allerkostbarsten Spizen, und allerhand leinene Stick- und Näharbeit.

Von allen diesen Geschicklichkeiten wuste man zu Rheinau nichts; die Leute hielten sich still und suchten unterzukommen. Indessen wurde einsmals in einer Frauenzimmergesellschaft von ihnen gesprochen, und daß sie vielleicht Noth litten, das war nun schon Aufforderung genug für Theodoren: denn weil sie bei der Fürstin alles galt, so konnte sie auf alle Art und Weise mächtige Hülfe leisten. So bald sie allso nach Haus kam, so schickte sie einen Bedienten in des Kalkbrenners Quartier und lies die Frau bitten, zu ihr zu kommen, sie kam, und nun

fand Theodore eine sehr artige sittsame Person, reinlich und bürgerlich gekleidet; sie lies sich mit ihr in ein Gespräch ein, erfuhr allso die Geschicklichkeit dieser Leute, und daß sie sehr wünschten, in Rheinau bleiben zu können. Theodore fragte sie ferner: ob sie irgend an etwas Mangel litte? Noch zur Zeit nicht, antwortete die Kalkbrennerin, wir haben noch Geld mitgebracht; aber es wird auch etwas erfordert, eine Haushaltung anzufangen. Theodore versicherte sie, daß sie alles thun würde, was sie könne, um ihnen zu helfen, sie gieng selber hin und besahe ihre Arbeit, wo sie dann fand, daß alles wahr war, was sie von ihnen gehört hatte.

Nun kam sie auf den schönen Gedanken, ein Arbeitshaus für Frauenzimmer vornehmen Standes zu errichten, welches gleichsam ein honettes Stift seyn sollte, worinnen Pfarrers- und Beam-

tenwit-

tenwittwen ihr Leben auf eine ehrbare Art zubringen könnten. Zugleich sollte es auch ein Erziehungshaus für junge Mägdchen geben, in welchem sie zu ihrem künftigen häuslichen Leben gebildet würden. Sie arbeitete für sich allein den Plan aus, zeigte ihn hernach ihrem Mann, der ihn sehr billigte; aber auch zweifelte, daß sie ihn würde ausführen können; sie aber zweifelte nicht. Die Fürstin hatte ihre Freude daran, und versprach sie zu unterstüzen, wenn es irgend nöthig seyn würde. Die Sache wurde glücklich zu Stand gebracht und folgender Gestalt ausgeführt.

Theodore pfachtete das Böhlingische Haus, welches die Kammer eingezogen und allerhand Leute hineingesezt hatte. Dies war geräumlich und hatte Plaz genug, so daß noch ein groser Flügel daran gebaut werden konnte, in dieses sezte sie den Kalkbrenner und sei-

ne Familie. Nun wurden Nachrichten gedruckt, worinnen junge Frauenzimmer eingeladen wurden, gegen eine billige Pension, zu diesen Leuten zu ziehen, wo sie allerhand feine Arbeit und andere Sachen lernen konnten; dagegen musten sie aber für das Institut arbeiten, auch nahm man arme Mägdchen unentgeltlich an, welche spinnen und nähen lernten, dazu wurde ein französischer Sprach- und Tanzmeister gehalten, diese Leute waren zu Rheinau ohnehin zu haben, so daß sie nur Stunden zu geben brauchten. Man suchte auch während der Zeit den Flachsbau empor zu bringen, welcher vom Institut eingekauft und verarbeitet wurde; sehr gute Leinweber zog man dahin und richtete nach und nach eine vortreffliche feine Leinwandfabrike ein, die wenige ihres gleichen hatte; alles aber, was dabei heraus kam, wurde zum Besten des In-

stituts verwendet. Kalkbrenner bekam ein Gehalt von fünf hundert Gulden, und was er, seine Frau und Kinder arbeiteten, das wurde ihnen noch besonders bezahlt.

Nach wenigen Jahren kam die ganze Sache völlig zu Stand. Theodore bauete noch einen Flügel an das Haus und richtete ihn zu lauter schönen Zimmern ein. Dahin zogen Wittwen oder andere gebrechliche Frauenzimmer, die nicht mehr heirathen und sich sonst auch nicht ernähren konnten. Hatte eine noch etwas Vermögen, so brachte sie es ein, es wurde alsdann zum Fabrikkapital geschlagen, wer nun spinnen konnte der spann oder arbeitete sonst noch etwas. Das Institut gab ihnen anständiges Essen und ordentliche standesmäsige Kleider, und wenn sie arbeiteten, so erhielten sie dafür noch einen kleinen Lohn zum Spielgeld.

Damit aber solche Frauenzimmer nicht das Ansehen haben möchten, als wenn sie in einem Armenhaus lebten, so gab ihnen der Fürst einen Rang am Hof, so daß sie dort mit Anstand erscheinen durften. Wenn eine angenommen wurde, so geschahe das in der Kirche mit Feierlichkeit. Die Fürstin hieng ihnen dann eine Medaille mit einer seidenen Schnur an den Hals, worauf das Bildniß der Theodore von der Linden stund, mit der Umschrift: von Gottes Geschenk lebe ich: denn Theodore heist ein Geschenk Gottes.

Durch die Würde, welche mit dieser Einrichtung verbunden wurde, zog man viele bemittelte und reiche Wittwen hinein, welche wegen der ruhigen Lebensart und dem freien Zutritt an Hof, Freude hatten da zu wohnen. Diese musten dann ihr Vermögen, wenigstens zum Theil, einbringen, und so wurde nach

und nach dies Institut reich, dauerhaft und fest gegründet. Der Fürst gab ihm auch den Namen Theodore, wie sehr sichs auch die Stifterin verbat. Dies Haus machte die gröste Freude ihres Lebens aus, sie führte die Oberaufsicht, gieng täglich hinein, verordnete alles, durchsahe alle Rechnungen, und dirigirte sogar die Fabrike und Handlung.

Endlich als ihr Mann starb und alle ihre Kinder gros waren, so nahm sie den Titel einer Priorin an, und beschloß in ihrem gestifteten so sehr wohlthätigen Hause im höchsten Alter ihr ruhmvolles Leben.

Hiemit beschliese ich diese Geschichte und wünsche von Herzen, daß solche Beispiele der Religion, des Glaubens und der Liebe viele Menschen zur Nacheiferung anspornen mögen. Ich habe nicht das Vermögen, solche Thaten in der Welt zu verrichten; könnte ich aber durch Er-

zählung meiner Erfahrungen und durch meine Lehren Religion und Liebe ausbreiten, so hoffe ich, der König jener Welt werde mich auch dereinst mit den schönen Worten bwillkommen: **Ey du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenig getreu gewesen, ich will dich über viel sezen, gehe ein zu deines Herrn Freude.**

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Jung-Stilling, Johann Heinrich,

Leben der Theodore von der Linden

Bd.: 2

Mannheim (1783)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- H 1170 -2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11251885-2
VD18 1184907X-004